

Sonntags = Post.

Blätter zur Unterhaltung am häuslichen Herde.

Verlag von C. Weinek in Dresden. — Redacteur: Otto Freitag in Dresden.

Erscheint in Wochennummern von 2 Bogen zum Preise von 10 Pfennigen.

Der Karlsberg.

Ein kultur-geschichtlicher Roman in vier Abtheilungen von Ernst Pasqué.

(Fortsetzung.)

Unablässig und fast fieberhaft erregt, starrte der Knabe auf das eigenthümliche Bild, welches sich so unerwartet seinen Blicken geboten. Die beiden Jäger und die schöne fremde Frau sprachen zusammen, was es war, konnte er nicht verstehen, denn die Entfernung war groß und der Luftzug ihm entgegen; kein Laut drang bis an sein scharf horchendes Ohr. Und er hätte doch so gerne gewußt, was sie geredet, oder auch nur die Stimme der Fee vernommen!

Eine lange Weile blieb Henry unbeweglich in der Krone des Baumes kauern, die Jagd schien er über der neuen fesselnden Erscheinung ganz vergessen zu haben, obgleich dann und wann die Hornfanfaren wieder deutlich vernehmbar zu ihm herüber tönten. Da schlug er sich plötzlich wider die Stirne, als ob der Ueberraschte, Geblendete jetzt erst wieder zur Besinnung gekommen. „Ich kann mich ja näher schleichen und sie dann besser sehen und auch hören!“ murmelte er und begann behutsam von seinem hohen Sitz herabzuklettern.

Bangsam schlich der Knabe durch das Gebüsch, die Senkung hinab an der andern Seite wieder aufwärts, der Höhe zu, wo die Drei weilten. Größte Vorsicht war nöthig, denn die Stelle wohin er strebte war kahl, nur ein Haufen großer Steine lag dort. Vor demselben befanden sich die Gesuchten und hinter dieser Schutzwehr mußte er sich verbergen, wollte er sein Ziel erreichen und das schöne Frauenbild, welches ihn so mächtig gebannt hielt, genau und nach Herzenslust betrachten können.

Plötzlich änderte sich die Scene. Noch bevor Henry aus dem letzten Buschwerk, das ihn barg, auf den steinigern Theil des Bergrückens hinaustreten konnte, um dann rasch den letzten Theil des Weges, der ihn noch von den Steinen trennte, zu durchlaufen, eilte der dritte der Jäger mit einem Reiter wieder die Höhe hinan, und beide schienen in ganz ungewöhnlicher Eile und Aufregung zu sein. Schor aus der Ferne rief der

Eine seinen Gefährten einige Worte zu, doch Henry achtete nicht darauf, denn immerfort hielt er Blick und Sinn auf die fremdartige Erscheinung gerichtet, die er jetzt schon weit besser zu sehen vermochte. Die dunkle Farbe des Gesichts gab demselben erst recht etwas Fremdartiges, und ein neues Gefühl tauchte in dem Knaben auf, das der Furcht. Und dennoch vermochte er sich nicht von ihr abzuwenden.

Die vier Jäger schienen eifrig mit einander zu reden, dann bestiegen sie eiligst ihre Pferde und ritten, so schnell das steinige, abschüssige Terrain nur gestattete, die Höhe hinab. Die fremde Frau blieb allein zurück.

Jetzt hielt sich der Knabe nicht länger. Raum hatten die Reiter ihm den Rücken gekehrt, da flog er leichten Fußes über die steinige Fläche und schlüpfte endlich glücklich und ungesehen hinter die Steine.

Dort stand das fremde schöne Weib in ihrem bunten phantastischen Puz, und nun konnte der Knabe es deutlich sehen, jeden Zug des braunen und so furchtbar schönen Antlitzes erkennen und anstaunen. War die Fremde eine Fee, so konnte sie, trotz ihrer Schönheit, doch wohl nur eine böse sein, das sagte sich der Knabe anfänglich, als er die Macht der in die Ferne gerichteten Glutaugen empfand, die volle Stimme hörte, womit die Fremde ihm unverständliche Worte mit einem furchterregenden Ausdruck sprach. Doch schon im folgenden Augenblick schaute er wieder bewundernd zu ihr auf, wie sie da stand, hochaufgerichtet, den nackten vollen Arm mit den rothen Perlen und goldenen Münzen geziert, weit ausgestreckt, und nun lauschte er auch mit anderen Empfindungen den Worten, oder noch mehr der tiefstönenden melodischen Stimme, deren fremdartiger Wohlklang das Herz des Knaben jetzt mit einem süßen Schauer erfüllte.

Noch immer starrte der kleine Henry athemlos die berückende Erscheinung an, als diese sich plötzlich wendete und

rasch davonellte, oder wie dem Knaben dünken wollte, davon schwebte, den fernen Wäldern zu. Unbeweglich blickte er ihr nach, bis sie längst seinem Auge entschwunden war, dann trat er langsam, sinnend, fast wie betäubt aus seinem Versteck. Denn noch immer hatte er seine Gedanken nicht sammeln können, noch immer war er nicht Herr über das ihm bisheran fremde Gefühl geworden, das ihn bald mit einer ungesannten Freude, bald mit Furcht und bangem Weh erfüllte.

Die Stelle bei den Steinen war jetzt, wie die ganze kahle Höhe, öde und menschenleer, und ungehindert konnte der Knabe sich darauf ergehen. Mit den Augen suchte er die Spuren, welche die Füße der Fremden zurückgelassen, ohne sie in dem steinigen Boden finden zu können. Da stieß er einen Ruf freudiger Ueberraschung aus, denn zwischen dem Gerölle bemerkte er etwas Glänzendes. Rasch bückte er sich und hob es auf. Es war eine kleine goldschimmernde Münze mit fremdem Gepräge. Kein Zweifel! sie hatte der schönen braunen Frau gehört, ihren Hals, oder einen ihrer Arme geziert und war ihr hier, vielleicht da sie die Hand so mächtig ausgestreckt, entfallen. Bald hätte der Knabe die kleine goldene Zier an seine Lippen gedrückt, doch eine Scheu, eine Angst, die ihn plötzlich wieder überkam, hielt ihn davon ab. Auf den Boden warf er sich hin, dort, wo sie gestanden hatte, um seinen kostbaren Fund, der ihm eine Gabe der schönen Fee, ein Talisman dünkte, genau er zu betrachten und zu bewundern.

Die Erregtheit, welche den Knaben in den letzten Stunden beherrscht hatte, war eine ebenso ungewöhnliche als mächtige gewesen und ihre Wirkungen konnten nicht ausbleiben. Unbeweglich saß er da, blickte die grausen Züge auf der kleinen runden Fläche der goldenen Münze an, suchte sie zu enträthseln und dachte dann wieder, ohne den Blick von seinem Funde abzuwenden, nach, über das, was er soeben gesehen, erlebt. Es war ein waches Sinnen und Träumen, das unmerklich die Seelenkräfte des Knaben überwältigte. Die Augen schlossen sich endlich, Schlaf umfing ihn, und der Traum gestaltete das Erlebte zu einem wirklichen Märchen, das ihn mit seinen bunten Bildern umgaukelte und weit hinwegführte unter andere Menschen, in andere Umgebungen, das eine Himmelsfreude ihm bereitete, doch auch ein nicht zu ertragendes Weh.

Er sah die schöne braune Frau, doch jünger war sie geworden und schöner, ihm an Jahren gleich und seine Schwester. Wie freute er sich mit ihr in den grünen Wäldern, wie spielten sie so schöne Spiele zusammen, und wie liebte er sie! O, ganz anders als sein sanftes stilles Schwesterchen Louise! In einem großen prächtigen Garten stand ein herrliches Schloß, drinnen wohnten reichgeputzte Damen und Herren, die immer fröhlich waren, lachten und sangen. Zu ihnen wollte die schöne Schwester, doch er, Henry, hielt sie immer davon zurück. Plötzlich verschwand sie, dem Willen des Bruders entgegen, war sie dem Loden der Damen und Herren gefolgt und in das Schloß gegangen, um nicht mehr wiederzukommen. Anfänglich weinte Henry, dann ging er die Verlorene zu suchen. In den Palast drang er ein, durchseilte die Zimmer, das eine schöner, glänzender als das andere; es waren ihrer so viele, daß er sie nicht zu zählen, noch alle durchlaufen vermochte. Erschöpft vor Müdigkeit und Weh sank er ohnmächtig hin. Da erschien ihm die Fee, wie er sie heute gesehen, nur furchterregender sah sie aus. Sie reichte ihm eine der goldenen Münzen ihres Halschmuckes — wie er als Knabe eine gefunden und seinem verlorenen Schwesterchen geschenkt —

und er wachte neugekräftigt wieder auf. Von ihr geführt, begann er seine Sache aufs Neue, raslos, doch auch mit steigender Angst. Da gelangten Beide in einen Saal, der war mit schwarzen Tüchern ausgehängt. Kerzen brannten ringsum, in der Mitte stand ein Lager und auf demselben lag seine schöne, arme Schwester mit bleichen Lippen und Wangen und war — todt. Einen furchtbaren Schrei stieß der Träumer aus — und erwachte.

Ein schöner — entseflicher Traum!

Eine lange Weile bedurfte es, bis der Knabe sich von dem Schreck erholt, der ihn im Schlafe überfallen. Die Augen rieb er sich und starrte umher, um den Ort wieder zu erkennen, wo er sich befand, um sich zu überzeugen, daß er nur geträumt. Da öffnete er die Hand, welche er fest geschlossen hielt und ihr entfiel die goldene Münze, die er gefunden. Nun wurde ihm Alles wieder klar was er erlebt und was er nur geträumt, und sich schüttelnd versuchte er das böse Ende seines märchenhaften Traumes von sich abzuwerfen. Kaum wollte es dem armen Knaben gelingen, eine lange Zeit noch mußte er an der Erde kauern und mit aller Kraft nach Fassung und Ruhe ringen. Thränen füllten seine Augen, die er endlich, unwillig über seine Schwäche, mit Troß und Gewalt zu hemmen suchte.

Die kräftige Natur, die frische Jugendlust des Knaben siegte und er sprang vom Boden empor. Die fremde Münze hob er wieder auf, betrachtete sie noch einmal und barg sie dann sorgfältig in der Tasche seiner Jacke. Nun schaute er sich auch wieder nach der Jagd um, die er vollständig vergessen hatte. Nichts war mehr zu sehen noch zu hören. Er mußte lange geschlafen haben, denn der Abend war da und die Jagd wohl schon längst vorüber. Sie kümmerte ihn im Grunde auch nicht mehr, und raschen Schrittes trat er den Heimweg nach der nicht allzufernen Wohnung der Eltern an, die wohl in Sorge um ihn sein mußten, da er sich seit dem Morgen nicht mehr gezeigt.

Schon hatte er das Waldrevier erreicht, in welchem der Louisenhof, die Försterwohnung lag, noch wenige Schritte und er befand sich auf der kleinen grünen Lichtung vor dem Hause, als er plötzlich seine Schritte hemmte und erschreckt horchte. War es dem Knaben doch, als ob er in dem nahen Gebüsch das Weinen eines Kindes vernommen, und schon im folgenden Augenblick eilte er auf die Stelle zu. Jetzt entfuhr ein lauter Aufschrei seinem Munde, und sprachlos, unbeweglich starrte er auf das, was sich seinen Blicken bot.

Am Boden, vor einem grünen Strauche, kauerte ein weinendes Kind von etwa drei Jahren, kaum mit einigen Lumpen bedeckt. Das Gesichtchen hatte es dem Knaben zugekehrt, der im ersten Augenblick in der That nicht mehr wußte, ob er wache oder noch träume, ob Wirklichkeit ihn umgebe, oder ob dies Alles nur eine Fortsetzung des düsterschönen, traurigen Märchens sei, das er schlafend mit durchgelebt und empfunden. Denn das braune Gesichtchen mit den großen tiefdunklen Augen, den langen glänzend-schwarzen Haaren, die es umrahmten, es war das verjüngte Ebenbild der fremden schönen Frau, die er in Wirklichkeit gesehen, des jungen Mädchens, mit dem er im Traum gespielt, das er Schwester genannt und so innig geliebt, das er verloren und nur todt wiedergefunden.

Bleich, am ganzen Körper zitternd, starrte Henry das fremde Kind an, und die Bewegung, die sich des so ungewöhnlich aufgeregten Knaben bemächtigt, hätte ihn wohl

überwältigt und darniebergeworfen, wenn ihm nicht noch zur rechten Zeit wirksame Hilfe geworden.

Raum hatte Henry den lauten Schrei ausgestoßen, als eine helle Kinderstimme bei dem Hause laut und freudig rief:

„Henry! — Lieb Mütterchen, da ist er, ich habe seine Stimme gehört!“ Und sofort eilte die kleine Louise, von der stillen bleichen Frau Dümmler gefolgt, auf die Stelle des Gebüsches zu, wo der Schrei erklungen war. Ein doppelter Freudenruf, und der Knabe lag in den Armen der Mutter und seines kleinen Schwesterchens.

„Da — da seht hin!“ waren die ersten Worte, welche Henry hervorbringen konnte, indem er auf das Kind deutete, das seit dem Erscheinen des Knaben zu weinen aufgehört hatte und nun die fremden Gestalten mit seinen großen Augen neugierig und nicht im Geringsten furchtsam betrachtete.

Jetzt erst wurden Frau Walpurga und die kleine Louise auf das fremde Kind aufmerksam. Henry's Schwesterchen stieß einen unterdrückten Angstschrei aus und flüchtete zu der Mutter. Dieser entfuhr ebenfalls ein Ruf der Ueberraschung, dann aber trat sie rasch auf das arme Wesen zu, das ihr ahnungsvoll die braunen nackten Aermchen entgegenstreckte, während die Augen wieder anfangen, naß zu werden.

„Wer bist Du, Kind, wie kommst Du hierher?“ fragte die Försterin hastig.

Die Kleine entgegnete Nichts, sie hatte die Frage wohl nicht verstanden, oder nicht verstehen können, da die Laute ihr fremd waren. Mit ihren großen schwarzen Augen schaute sie die Frau unverwandt an und versuchte mit den Händchen nach ihr zu greifen.

„Du hast wohl keinen Vater, keine Mutter mehr?“ fuhr Frau Dümmler fort.

„Madre!“ sprach jetzt die Kleine mit einem fremdartigen Ausdruck, dann schüttelte sie wie verneinend den Kopf. Das Mündchen wollte sich zu einem Weinen verziehen, doch schon im folgenden Augenblick hob sie das Gesichtchen wieder, blickte die bleiche Frau freundlich, fast lächelnd an, und indem das eine Händchen nach ihr langte, schien das andere auf die kleine Louise zu deuten. Nun wurden eine Reihe Worte laut, die Niemand verstehen konnte, und immer ungeduldiger durchfuhren die Händchen die Luft, bis das Reden endlich in ein bitterliches Weinen überging, das Kind sich dabei heftig auf den Boden warf und derart zu schluchzen begann, daß der ganze zarte Körper in ein konvulsivisches Zucken gerieth.

Nun hielt sich Frau Dümmler nicht länger, mit raschem Entschluß trat sie auf das Kind zu, und ohne Scheu vor den ekelhaften Lumpen, die seine Blößen nur nothdürftig bedeckten, hob sie es auf ihren Arm und sprach:

„Gleichviel wem Du gehörtest, wer Deine Eltern sind, von nun an gehörst Du zu uns! denn die Dich, Du armes Geschöpfchen, hierher gelegt, hatten Vertrauen zu uns, daß wir Dich nicht im Walde umkommen lassen würden. Ihr Vertrauen soll nicht zu Schanden werden, und wir wollen das unsere auf Gott den Herrn setzen, daß er die That, welche seine Weisheit geschehen ließ, zum Guten lenke!“

Als ob das braune Kind die Worte der Frau verstanden, lächelte es sie an und versuchte ihr die Wangen zu streicheln, was Frau Walpurga gerne, der unschuldigen Kleinen zu Liebe, duldete.

Henry und Louise hatten bisheran noch kein Wort geredet, das kleine Mädchen schmiegte sich noch immer ängstlich an ihren Bruder an, wenn es auch bereits lächelnd und er-

muthigend auf das arme Kind blickte, das, wie nach den Worten der Mutter zu schließen, von nun an bei ihnen bleiben sollte.

Leise flüsternd theilte Louise ihre Gedanken Henry mit, doch der Knabe schwieg noch immer. Sinnend, doch ohne den Blick von dem fremden Mädchen abzuwenden, das jetzt auch ihn anlächelte und ihm die Händchen entgegenstreckte, gedachte er seines märchenhaften Traumes, der Schwester, die er darinnen geschaut und nun auch in Wirklichkeit gefunden.

Die Mutter war mit dem Kinde in das Haus getreten, während Henry und Marie von ihr angewiesen worden waren, draußen zu bleiben. Kurze Zeit nachher trat Frau Walpurga wieder unter die Thüre, an der Hand das fremde Mädchen, das sie von seinen Lumpen befreit, gereinigt und in ein Kleidchen der kleinen Louise gesteckt. Jetzt erst sah man, wie hübsch das braune Kind war, und nun begrüßten auch Henry und Louise es mit lautem Jubel. Die Mutter reichte der Kleinen einen Teller frischer Milch und Brod, und bald spielten die drei Kinder so heiter und fröhlich, als ob sie einander immer gekannt und geliebt.

Als am späten Abend der Vater traurig und niedergeschlagen von dem entsetzlichen Ausgang der Jagd, von Homburg, wohin er die Leiche des unglücklichen Fürsten geleitet, heimkehrte, führte die Mutter ihn leuchtenden Auges in die Schlafstube der Kinder. Da lag das fremde braune Mädchen in dem Bettchen neben der kleinen Louise, und beide hielten sich umfangen und schlumerten. Nachdem Frau Walpurga erzählt, was geschehen und was sie gethan, küßte der Förster sein gutes Weib und sagte:

„Wie Gott es will, er nimmt und giebt, wir müssen's in Geduld ertragen, mit Dank anerkennen. Die arme Verlassene soll hier die Heimath, in unseren Herzen die Liebe gefunden haben, die ihre Eltern ihr verweigern konnten!“ —

Zweite Abtheilung.

Eine Woche auf dem Karlsberg. (1789.)

Erstes Kapitel.

Im Louisenhof. — Nach vierzehn Jahren.

„Holla, Herr Offizier! das Fenster führt in die Stube, doch nur durch die Thüre dort gelangt man in's Haus — im Falle Sie zu dem alten Förster Dümmler wollen.“

„Just zu dem will ich nicht. Hättet deshalb Eure Belehrung sparen können, die ungefragt kam und wohl Anderes verdient hätte als Dank.“

Ein junger Offizier in der eleganten grün-weißen Uniform der Chevauglegers, mit zierlich gepuderten Seitenlocken, die kokett unter dem blanken, mit Tigerfell verbrämten Helm hervorschauten, hatte diese Antwort lachend einem Jäger gegeben, der ihn überrascht, wie er vorsichtig durch das Fenster des Jagdhauses spähte, vor dem sich Beide befanden.

Der Jäger, ein junger Mann von hoher breitschulteriger Gestalt mit gebräunten Zügen, die hübsch zu nennen waren, schien mit dem erhaltenen Bescheid keineswegs zufrieden zu sein. Seine Brauen zogen sich zusammen, seine Züge nahmen einen drohenden Ernst an und mit einer Stimme, die ein zurückgehaltener Unmuth durchzitterte, entgegnete er:

„Zu wem könnt Ihr denn sonst wollen, da nur der Förster den Louisenhof bewohnt?“

„Halt da, Herr Jäger!“ rief der Offizier nun ebenfalls mit stolzem Ton. „Eure frühere Bemerkung habe ich lachend abgewiesen, eine weitere anzuhören bin ich nicht gewillt. Wohl aber will ich Euch einen guten Rath geben, den Ihr als Belehrung annehmen dürft: Seht Eurer Wege, jagt in den Wäldern Eurem Wild nach, so viel als Euch beliebt, nur kommt nicht in fremdes, nicht in mein Gehege! Hier ist zur Zeit mein Jagdrevier, und Eure unerwünschte Gegenwart könnte mir das Wild verschrecken, dem ich nachspüre, deshalb —“

„Das ist zu viel, Herr von Scharfeneck!“ brauste jetzt der Jäger rückhaltslos auf, indem sein Auge Blitze sprühte. „Hier ist das herzogliche Jagdhaus Louisenhof; hier wohnt der alte herzogliche Förster Dümmler mit seinen beiden Töchtern, für die jedes Eurer Worte eine tödtliche Beleidigung bildete, die ich nicht ungestraft lassen darf!“

„Tod und Teufel! das fordert Blut!“ schrie der Offizier, dessen Gesicht fast so weiß wie seine gepuderten Backen geworden war, zugleich mit der Rechten den Säbel aus der wie Gold blinkenden Scheide reißend, während der junge Waidmann fest und unbeweglich da stand, die Hand an dem Griff des kurzen Waidmessers, das an seiner Seite hing.

Noch hatte der Chevaugleger seinen wilden Ausruf nicht zu Ende gebracht, als ein zweiter Offizier in schmucker rother, reich mit Gold verschmückter Husarenuniform aus dem Gebüsch gesprungen, beide Hände um die Schultern des Wüthenden gelegt und gerufen:

„Haltet ein, Beide! — Und Du, Scharfeneck, besinne Dich wo Du bist, im Bann des Schlosses! Es ist Dein Unglück, wenn der Herzog den Vorfall erfährt, denn das Unrecht ist auf Deiner Seite.“

„Auch Du, Altheim, stehst dem grünen Burschen bei?!“ sagte jetzt der Chevaugleger schon merklich ruhiger, doch dafür mit einem vorwurfsvollen Unwillen zu seinem Kameraden. „Warum trat er mir in den Weg, mit welchem Rechte wirft er sich zu meinem Lehrmeister und zum Vertheidiger von Personen auf, die nicht angegriffen wurden, zum wenigsten von mir nicht, denn nichts lag mir ferner als dies, und nur er trägt die Schuld, wenn meine Worte nicht ganz passend waren.“

Der Husar war wohl nicht die einzige Person gewesen, welche von dem lauten Aufbrausen des Offiziers herbeigezogen worden, auch in dem Jagdhaufe begann es sich zu regen. In dem dunklen Flur stand irgend Jemand, ein Mädchen, wenn auch kaum den Umrissen nach zu erkennen. Nur ein paar Augen leuchteten aus dem tiefen Schatten hervor. Der Offizier mußte sie bemerkt haben, und waren sie wohl auch die eigentliche Ursache seiner lenkenden Worte gewesen.

Der Husar ließ jetzt von seinem Kameraden ab und trat auf den Waidmann zu. Es war ein junger blühendhübscher Mann mit hellen Augen, die für gewöhnlich wohl recht heiter und gutmüthig blicken mochten, doch jetzt sich bemühten, einen mehr als gewöhnlichen Ernst zu zeigen. Die lebhafteste Röthe seines Gesichts wurde noch gesteigert durch ein paar lange, weißgepuderte Flechten, welche unter der hohen Husarenmütze hervortraten, den Wangen entlang bis auf die goldverschmückte Brust niederfielen und in einem seltsamen Gegensatz standen zu dem kleinen sorgfältig gedrehten Schnurrärtchen, das die frisch geputzten Lippen zierte. Der Jäger hatte sich nicht gerührt, noch immer stand er da, den rechten Fuß vorgestreckt, die

Hand an seinem Jagdmesser, als ob er bereit sei, seinen Feind und Angreifer nach Gebühr zu empfangen. Wenn wohl auch von gleichem Alter wie die beiden eleganten Offiziere, so überragte der Jäger sie doch um eine halbe Kopflänge, wie auch seine breitschulterige Gestalt eine Kraft kündete, die, im Verein mit seinem Muth, der nicht zu verkennenden Kaltblütigkeit, wohl im Stande sein mußte, einen Kampf mit seinen beiden Gegnern erfolgreich durchzuführen. Mit einem Ton, dem eine gewisse imponirende Hoheit nicht fehlte, redete der Husar den Jäger an.

„Ihr seht, daß mir das Recht heilig ist, denn meinen Kameraden mußte ich ob seiner unziemenden Worte tabeln, doch auch Ihr seid nicht schuldblos. Der Wald ist frei für Jedermann, warum tratet Ihr meinem Freunde in den Weg?“

Der Jäger lächelte ironisch, dann sagte er, indem er den Griff seiner Waffe fassen ließ und eine leichtere Haltung annahm:

„Die Wege, welche Herr von Scharfeneck zu wandeln gedachte, waren verboten, ich zeigte ihm nur den richtigen: die Thüre führt in's Haus.“

„Das war eine Annahmung, die mein Kamerad zurückweisen durfte, da er solche Dienste nicht von Euch verlangte.“

„Ich aber bin gesonnen, sie einem Jeden, wer er auch sei, zu leisten, selbst gegen seinen Willen, und wenn es sein muß — mit Gewalt!“

„Ihr sucht Streit?“

„Wenn ich dadurch dem Hause für die Folge ungeliebte Gäste fern halten kann, sollt Ihr Euch nicht geirrt haben.“

„Du siehst, Hans, daß mit dem Burschen nichts zu verhandeln ist, die Klinge muß sprechen!“ rief jetzt der Chevaugleger, welcher noch immer den blanken Säbel in der Rechten hielt.

Der Husar wehrte seinen Kamerad mit der Hand ab und ohne den Blick von dem Jäger zu wenden, sprach er jetzt mit erhöhter Stimme und aufloberndem Zorn:

„Ihr sollt Euren Willen haben! doch zuvor sagt mir, mit welchem Recht Ihr Euch hier uns entgegenstellt?“

„Mit welchem Rechte?“ rief der Jäger, nun auch seinerseits seine ganze Gestalt reckend und behnend, dabei den Husaren mit blitzenden Augen anschauend. „Vorerk mit dem Rechte, das jeder ehrliche Mann hat, ein Dubsenstück zu verhindern, sobald —“

„Zieht, auf der Stelle!“ —

„Hau' ihn nieder, Altheim, oder ich thu es an Deiner Statt!“

So riefen die beiden Offiziere in einem Athem und zugleich war die Klinge des Husaren aus der Scheide geflogen. Doch wie vorhin der Chevaugleger in seinem zornigen Reden und Thun von seinem Kameraden unterbrochen worden war, so schnitt jetzt der laute Aufschrei einer Mädchenstimme dem Jäger die Rede entzwei und hemmte zur selben Zeit jede weitere Bewegung der Offiziere, welche sich sonst unfehlbar auf den Jäger gestürzt haben würden.

„Henry!“ hatte in dem entscheidenden Augenblick ein junges Mädchen gerufen, das aus dem Dunkel des Flurs und auf den Jäger zugestürzt war, diesen mit beiden Armen fest umschlungen hielt und nun ihr Antlitz, in dem sich Angst und Unwillen spiegelten, den beiden Offizieren zugewendet hatte.

Diese waren unwillkürlich zurückgewichen und Hans von Altheim, der Husar, senkte nicht allein die bereits erhobene Waffe, sondern auch erröthend und beschämt den Blick, um

Ihn im folgenden Moment mit einer Ueberraschung wieder auf die ihm gegenüberstehende Gruppe zu richten, die ebensoviel Staunen als Schrecken kündete, und ihn unbeweglich an seine Stelle zu bannen schien.

Das junge Mädchen, welches sich so plötzlich zwischen die Streitenden geworfen, war in der That eine Erscheinung, geeignet Staunen und Bewunderung hervorzurufen. Das ovale, etwas bleiche Gesichtchen war von einer leichten, doch unbefchreiblich lieblichen Röthe angehaucht und in den hellen blauen Augen, die nun zürnend, doch auch wieder bittend auf den Husarenoffizier schauten, schimmerten Thränen, die deren süßen stillen Reiz noch erhöhten. Blonde, reiche Flechten schmiegten sich zu beiden Seiten in gefälliger Biegung an die Wangen, um sich dann unter einem kleinen, spit zulaufenden Häubchen zu verstecken. Dieses war, wie die an den Handgelenken offenen und weiten Ärmel, wie das kurze faltige Röckchen, von hellblauem, mit weißen Tupfen oder Sternchen bedruckten Sinnen, während den zierlichen Oberkörper ein schwarzes Tuchjäckchen umhüllte, das am Halse und an der Taille durch Knöpfe geschlossen, sich auf der Brust öffnete, und hier wieder das blau und weißbedruckte Innenhemd sehen ließ. Es war die einfache, doch überaus kleidsame Tracht des pfälzer Volkes, welche der schlanken, zierlichen Gestalt, dem bleichen blonden Köpfcchen mit den hellen blauen Augen allerliebste stand, eigens für ihre jugendliche Trägerin geschaffen zu sein schien.

— Bruder!" hatte das Mädchen noch nach einem tiefen Athemzug gerufen, und jetzt war es, als ob der Husarenoffizier von einem Bann befreit worden wäre, denn seine ganze Gestalt hob sich mit einer freudigen Bewegung, und sein Auge blickte nun mit einem wahrhaft glückseligen Ausdruck in das des jungen Mädchens, so daß dieses nun seinerseits die Augen erröthend senken mußte.

Während diesen wenigen Augenblicken war auch mit dem Chevauxleger-Offizier eine Umwandlung, doch ganz anderer Art vorgegangen. Zugleich mit der hübschen Blondine war ein zweites junges Mädchen unter der Thüre des Jagdhauses erschienen, dort jedoch stehen geblieben, und hatte von hier aus, muthwillig lächelnd, seine Blicke auf die beiden Offiziere gerichtet, und endlich mit einem Ausdruck kecken Uebermuths, der der drohenden Situation zu spotten schien, an dem Chevauxleger haften lassen.

Fesselte die zuerst aufgetauchte jugendliche Mädchenerscheinung durch ihre unverkennbare Lieblichkeit, so war die zweite darnach angethan eine viel gewaltigere, fast zauberische Wirkung hervorzubringen, obgleich Beider Gestalt und Kleidung fast gleich waren. Nur die Taille des an der Thüre weilenden Mädchens schien noch etwas schlanker, die Büste voller als die ihrer blonden Gefährtin zu sein. Doch himmelweit verschieden von einander waren die Köpfe, die Züge und endlich das Gebahren Beider. Im tiefsten Stahlschwarz glänzte der Zweiten Haar, das in mächtiger Fülle, ungeslochten, in wilden lockigen Linien das sonnengebräunte Gesichtchen umrahmte, unter den blau-weißen Häubchen kaum Platz zu finden vermochte, und dann noch, kleinen sich ringelnde Schlangen gleich, auf dem Rücken spielte. Die Augen waren groß und schwarz, sie leuchteten wie ein paar glühenden Sterne und waren jedes Ausdrucks fähig. Jetzt blickte sie muthwillig und zugleich mit einer versengenden Glut auf den jungen Chevauxleger, der sichtlich Mühe hatte, solche berausenden Blicke ruhig zu ertragen. Die gebräunte Gesichtsfarbe, durch welche

das Roth der Wangen verführerisch schimmerte, das kleine feingezeichnete Mündchen, welches dem gefährlichen Spiel der Augen nur zu gelehrig folgte, bald verlockend lächelte, zu winken schien, bald die rothen vollen Lippen trotzig aufwarf, oder sich zu einem muthwilligen Spott verzog, der denjenigen, dem er galt, erst recht die Sinne berücken mußte — das Alles verlieh der jugendlichen Erscheinung einen solchen hohen und zugleich fremdartigen Reiz, daß er Jeden, der seine Macht empfand, wohl zu bezaubern und unwiderstehlich zu fesseln im Stande war.

Das mußte in diesem Augenblick nicht allein der Chevauxleger-Offizier, der junge Herr von Scharfeneck empfinden, sondern auch Henry, der Jäger und Bruder des blonden Mädchens, denn auch er hatte den Kopf halb nach der ungewöhnlichen Erscheinung unter der Thüre des Jagdhauses gewendet und schaute diese an mit Blicken, die unter ihrem finstern Schleier eine innere Glut kaum zu verbergen vermochten. Die jugendliche braune Schöne achtete jedoch dieser fast drohenden Blicke nicht, muthwillig wie bisher dreinschauend, wandte sie nur flüchtig den Kopf nach dem Jäger hin, winkte ihm schelmisch lächelnd zu, und ließ dann ihre Glutblicke wieder zu dem Chevauxleger hinüberstreifen, dessen bunte, blendende Uniform für sie mehr Anziehungskraft zu haben schien, als der schlichte grüne Rock der Jägers.

Nur eine Pause von wenigen Augenblicken war durch das Kommen der beiden Mädchen in der erregten Scene der drei jungen Leute eingetreten; fast zu gleicher Zeit hatten die geschilderten verschiedenen Wirkungen sich kundgegeben, und noch bevor die Schwester Henry's ein weiteres Wort gesprochen, schien der Husaren-Offizier schon einen Entschluß gefaßt zu haben. Den Säbel warf er klirrend in die Stahlscheide zurück, hob den Kopf stolz, doch freudig blickend empor, und schritt rasch auf den Jäger zu. Die Hand hielt er diesem hin und sprach, wenn auch noch immer merklich erregt, doch mit festem Ton:

„Ich erkenne Ihr Recht über dies Haus und seine Bewohner zu wachen nicht allein vollständig an, sondern — ich achte es auch und werde es für alle Zukunft achten. Hier meine Hand darauf, zugleich zum Zeichen, daß ich unsern Streit als beendet betrachte, was Sie wohl auch, nach meiner Erklärung unbeschadet Ihrer Ehre thun dürfen.“

Der Jäger zögerte, noch immer blickte er mit einem Anflug von spöttischem Troz auf den Cavalier, der in wahrhaft adeliger Weise gesprochen. Da hielt sich das junge blonde Mädchen nicht länger. Erregt wie sie war, und frei von jeder Schüchternheit, die sie sonst wohl stets beherrschen mochte, nur dem Gefühl folgend, das die Worte, das edle Thun des Offiziers in ihr wachgerufen — war doch nun jede Gefahr für ihren Bruder beseitigt — ergriff sie leuchtenden Auges die Henry gebotene Hand, drückte sie innig und sagte:

„Ich danke Ihnen, Herr von Altheim für das, was Sie da gethan! Gott wird es Ihnen lohnen!“

„Louise!“ rief der Jäger über das Thun des Mädchens erstaunt und unwillig, im selben Augenblick, als der junge Husaren-Offizier einen lauten Freudenschrei ausstieß. Dann führte Letzterer die Hand, welche das blonde Mädchen ihm nun verwirrt zu entziehen suchte, an seine Lippen, drückte einen glühenden Kuß darauf und trat nun einen Schritt von dem Paar zurück. Sich ehrerbietig verbeugend, doch einen begeisterten Blick auf das in seiner unschuldigen Verwirrung

überaus liebliche Gesichtchen richtend, sprach er nun leise, mit einem Ton, den ein tiefes Gefühl durchzitterte:

„Ihnen, Mademoiselle — Louise! — muß der Dank eines Mannes gelten, den Sie von einer unbessenen That zurückgehalten. Den Blick, den Sie mir geschenkt, werde ich in meiner Seele wahren, er soll ein Stern mir sein auf dem Wege, den ich von nun an gehen werde. Ihnen aber,“ fuhr er fort, sich nun zu dem Jäger wendend, „biete ich nochmals meine Hand, doch jetzt auch im Verein mit meiner Freundschaft für's Leben.“

Bevor Henry antwortete, streifte sein Blick das Antlitz seiner Schwester, die ihn mit einer so reinen, seligen Freude, zugleich so bittend in's Auge schaute, daß der Jäger nun seinerseits die dargereichte Hand des Offiziers ergriff, sie kräftig drückte und lächelnd erwiderte:

„Sie bieten mir viel auf einmal an, Herr von Altheim, wohl zu viel, um es ehrlich halten zu können. Lassen Sie mich deshalb vorerst nur die dargebotene Hand ergreifen — ob ich Ihre Freundschaft annehmen kann und darf, mag die Folge lehren.“

„Der Vater!“ rief plötzlich Louise und sprang auf den nahen Waldsaum zu, der das Jagdhaus und den Platz vor demselben, worauf die geschilderte Scene stattgefunden, in der Runde umgab. Dort war ein älterer Mann in grünem Jägerrock, einen Stock in der Hand, zum Vorschein gekommen, der langsam und vorsichtig seinen Weg nach dem Hause suchte.

Es war der frühere Förster Damian Dümmler, den die zunehmende Schwäche der Augen gezwungen, von dem Posten zurückzutreten, auf dem Herzog Karl, nach seinem Regierungsantritt vor nunmehr vierzehn Jahren, in Gnaden den Mann belassen, der ihm in einem kritischen Augenblick wohl unabsehlich seine Ergebenheit bezeugt. Der Fürst hatte dann, nachdem Dümmler seinen Dienst nicht mehr versehen konnte, ihm den Louisenhof als Wohnsitz für die Lebenszeit angewiesen. Durch die Abnahme seiner Sehkraft war der früher so kräftige Mann und rüstige Jäger gewaltig darniedergebracht und vor der Zeit alt gemacht worden. Kaum fünfzig Jahre zählend, war sein Haar doch schon so grau, als ob es der Mode des Puberns hulldige. Doch noch ein anderes Weh hatte an seinem Herzen gezehrt. Sein treues, braves Weib war von ihm gegangen auf Nimmerwiederkehr und hatte ihn allein bei seinen Kindern zurückgelassen. Drinnen in einem stillen Revier des Waldes, wohin nie der Fuß eines Fremden sich verirrt, schlief Mutter Walpurga unter grüner Moosbede den ewigen Schlaf; von dorthier, seinem täglichen Gange, kehrte der alt gewordene Förster heim, den nun sein Töchterchen Louise, sein Liebling, mit jubelnder Freude willkommen hieß.

„Elsa, der Vater!“ rief das blonde Mädchen noch, indem es dem Ankommenden entgegeneilte, und nun sprang auch die Schwester mit dem braunen Gesichtchen, den Gluth- und Schelmenaugen, vollends aus dem Hause. Zwischen dem Jäger und dem Chevauxleger schoß sie hindurch, beiden fed in die erregten Gesichter schauend und dabei eine so helle, lustige Lache ausschlagend, daß der Offizier wahrhaft verblüfft zurückfuhr, Henry aber die Zähne zusammenbiß und finster die Stirne runzelte. Herr von Scharfeneck schüttelte jedoch rasch die Unbehaglichkeit von sich ab, und da er sah, daß die beiden Mädchen sich mit dem alten halbblinden Förster beschäftigten, daß sein Kamerad, der Husar, in respektvoller

Entfernung sich in das Anschauen seiner blonden Schönen vertiefte, schritt er rasch auf den recht grimmig blickenden Jäger zu, zog ihn ohne viel Umstände noch einige Schritte weiter seitwärts und raunte ihm dann hastig, doch in bestimmter Weise zu:

„Mit meinem Kameraden seid Ihr leichten Kaufs davon gekommen, da er den Bruder seiner Angebetenen in Euch erkannt. Mit uns Weiden steht es anders. Die braune Dirne, schön wie eine Bewohnerin des Himmels, doch auch wie ein neidischer Kobold der Hölle, kann Eure Schwester nicht sein, der Blick, den Ihr ihr zugeworfen, hat es mir gesagt, wie die Antwort, welche Euch auf gleichem Wege geworden, mir zugleich sagte, daß ihr dem Mädchen nicht mehr seid, als ich: ein bis zur Stunde unerhörter, schmachtender Anbeter, und daß Ihr folglich auch keine anderen Rechte auf sie habt, als ich. Einer von uns ist deshalb hier zu viel, und so ersuche ich Euch denn mit gebührender Höflichkeit, Euch nicht weiter um die Schöne bekümmern zu wollen und mir das Feld zu überlassen.“

Henry zuckte bei dieser, nicht ohne Humor geendeten Rede des Offiziers verächtlich die Achseln und wollte sich ohne ein Wort der Erwiderung entfernen, als der Offizier ihn diesmal ziemlich unsanft am Arm faßte und ihm in drohendem Ton zuraunte:

„Halt da! So entkommt Ihr mir nicht. Ich habe Euch, meinem Freunde und unserer braunen Schönen zu Liebe, als Cavalier behandelt und will es auch ferner also halten, trotzdem Ihr meine Worte durchaus nicht höflich beantwortet. Nochmals: Einer von uns ist hier zu viel, der Degen mag entscheiden, wer den Platz zu räumen hat.“

„Wenn Ihr es denn nicht anders wollt, meinetswegen!“ antwortete nach einem kurzen Zögern der Jäger.

„Endlich! — Also morgen Vormittag, nach der Parade, dort unten auf der Homburger Ebene. Ist die Zeit Euch recht und bequem?“

„Einverstanden.“

„Ihr folgt mir, ein passendes Plätzchen im nahen Walde wird sich schon finden. Ihr nehmt den Säbel meines Freundes — denn mit Eurem Messer werdet Ihr Euch doch nicht mit mir schlagen wollen?“

„Für meine Waffe Sorge ich und sie soll der Euren mindestens ebenbürtig sein.“

„Um so besser! Auf morgen denn, mein werther Herr Dümmler — denn so müßt Ihr ja heißen, wenn Ihr der Bruder jener blonden Madonna seid — und möge unsere braune Schönheit uns den Gang segnen! Doch merkt's Euch! Einer von uns muß sein Blut und seine Ansprüche auf Jene dort auf dem Plage lassen. Dabei bleibt's!“

Während die Weiden leise und eifrig mit einander geredet, hatten die Mädchen den Vater Dümmler bewillkommt und nach leiser, flüchtiger Zwiesprache in das Jagdhaus geführt. Als er bei dem Husarenoffizier vorübergekommen, hatte dieser den alten Mann ebenfalls und in ehrerbietigster Weise gegrüßt, was ihm einen schüchternen Blick des Dankes aus den blauen Augen Louises eingetragen.

Nun trat Herr von Scharfeneck auf den Freund zu, faßte ihn lachend unter den Arm und sagte:

„Komm', Hans! Der Zweck unseres heutigen Auszugs oder vielmehr unserer Jagd — denn heute ist ja Montag, der Dianen geweihte Tag — wäre erreicht. Du hast Deinen blonden Engel von Angesicht zu Angesicht gesehen, einen

Blick von ihm erhascht, der Dich in den siebenten Himmel gehoben. Meine braune Schönheit hat mir in's Gesicht gelacht und mir nur ihre Perlenzähne gezeigt, doch dafür habe ich den Waidmann kennen gelernt, den irgend ein tückischer, höllischer Geist mir gesetzt, und den ich mir hoffentlich morgen schon, und gründlich, aus dem Wege räumen werde. Komm!"

Damit schritten die beiden Offiziere davon, der Chevauleger immerfort lustig plaudernd, der Husar sinnend, ja recht ernst, doch durchaus nicht unzufrieden vor sich niederblickend.

Henry schaute ihnen eine Weile nach, bis Beide in dem grünen Dickicht des Waldes verschwunden waren, dann wollte auch er in das Haus treten, den Vater zu begrüßen, was durch die Zwiesprache mit dem Offizier bisher verhindert worden war. Doch kaum hatte er einige Schritte auf die Thüre zu gemacht, als das braune Mädchen in wilder Eile heraus und auf ihn zustürmte.

„Was hast Du mit dem Herrn in dem schönen grünweißen Rode vor, Henry?“ rief sie erregt, dabei den Jäger kräftig am Arme fassend und ihn mit ihren glühenden Augen voll und durchdringend anschauend. „Du willst Dich mit ihm schlagen — ihn tödten! — O, ich habe Alles errathen. Wenn ich auch zu ferne war, um Eure Worte zu verstehen, Eure Mienen sprachen zu deutlich! — Doch jetzt sollst Du reden, ich will Alles wissen!“

Henry schaute der Aufgeregten eine Weile ruhig in das schöne, geröthete Gesicht, über seine Züge flog es wie ein schmerzlicher Kummer, dann sagte er ruhig:

„Wenn Du den Inhalt unseres Gesprächs errathen hast, so brauche ich Dir nichts weiter zu sagen, Elsa.“

„Ah! also ist es so! Doch ich will nicht, daß dem Offizier ein Leids geschieht, Du darfst Dich nicht mit ihm schlagen, ich verbiete es Dir!“

„Höre mich ruhig an, Elsa,“ beschwichtigte Henry das Mädchen, welches die letzten Worte wie ein verzogenes kleines Kind, halb zornig, halb weinerlich gesprochen. Dann zog er sie sanft an sich, legte den Arm um die schlanke Taille, was ohne das geringste Widerstreben geduldet wurde und, indem er tief in die großen Augen blickte, fuhr er langsam und eindringlich fort:

„Es muß aber sein, Elsa! Einer von uns darf den Weg nach dem Louisenhof — zu Dir! — nicht mehr gehen, wen dies Loos treffen soll, kann nur der Degen bestimmen.“

„Und warum soll denn der junge Herr nicht mehr hierher und zu mir kommen?“ fragte das braune Mädchen mit einer naiven Redheit.

Henry lächelte, dann erwiderte er ernst, wie früher:

„Weil wir alle Beide, Herr Guido von Scharfeneck und ich, Dich lieben, und nur Einer von uns Dich lieben darf.“

„Ah! — der hübsche Offizier liebt mich?“

„Oder Du — müßtest ihn wiederlieben!“ warf Henry rasch ein. „Dann würde ich zurücktreten, und das Duell unnöthig werden.“

„Wie Du nur so böse reden kannst!“ lautete die sinnend, mit gesenktem Blick gegebene Antwort. „Du weißt, Henry, daß ich Dir gut bin, daß mein Herz lauter, stürmischer schlägt, wenn Du bei mir bist, daß Dein Kuß mich glücklich macht, aber — aber warum soll der Offizier mich nicht auch ein klein wenig lieben dürfen?“

„Du bist ein Kind, ein reiner, schöner Engel!“ rief der junge Jäger mit aufwallendem Gefühl, das braune Mädchen jetzt fest an sich pressend und einen Kuß auf ihre Rippen drückend. Elsa war ihm dabei gleichsam auf halbem Wege entgegengekommen, ihre Arme hatte sie stürmisch um den Hals Henry's geschlungen und den Kuß mit sinnlicher Gluth erwidert.

Als es dem Jäger gelungen, die Arme Elsa's von seinem Nacken zu lösen, zog er sie sanft mit sich fort, zu einer Steinbank, die seitwärts an einer der halbverfallenen kleinen Bauten stand, welche zu dem Jagdhaus gehörten. Hier setzten sich Beide nieder und Henry fuhr in seiner Rede, welche durch den langen Kuß unterbrochen worden war, fort:

„Du bist noch jung und unerfahren, Elsa,“ sprach er sanft, dabei die Hand des Mädchens in der seinigen haltend, „sonst würdest Du nicht also reden. Das Herz darf nur eine Liebe hegen, sonst verfällt es der Sünde, und dahin ist sein Glück und sein Heil.“

„Ich liebe doch den Vater — Louise —“ klang es leise und sinnend.

„Wenn Du mich nur wie diese liebst,“ erwiderte Henry mit schmerzlichem Ausdruck, „dann dürftest Du allerdings den Offizier, ohne dabei zu sündigen, lieben — wenn auch aus dieser Liebe für Dich wahr und wahrhaftig kein Glück, sondern nur Enttäuschung, ewiges Weh entkeimen würde.“

„Ich verstehe Dich nicht, Henry! Doch will ich versuchen, Dir zu schildern, was in meinem Herzen vorgeht. Als Kinder wuchsen wir zusammen heran, spielten vereint in dem schönen, grünen Walde, zu den Füßen der guten, doch immer so stillen und ernstern Mutter. Wir liebten uns alle Dreie wie Geschwister, wenn ich auch für Dich ganz anders fühlte, als für Louise. Doch war dies ja ganz natürlich denn Du warst ein Knabe und Louise nur ein Mädchen! Als wir größer wurden, sagtest Du mir, daß ich nicht Deine Schwester sei und Dich dennoch lieben dürfte. Wenn mich dies auch überraschte, anfänglich recht traurig stimmte, so fühlte ich doch, daß das Gefühl, welches mein Herz für Dich bewegte, im Grunde dasselbe blieb, wenn es auch heißer in mir loderte, in der Brust mir heftiger pochte und die Gluth mir in die Wangen trat, wenn Du freundlich mit mir redest — trotzdem ich keinen Kuß mehr von Dir empfang. Da sagtest Du mir eines Tages, daß Du mich liebtest, und fragtest mich, ob auch ich Dir gut sein wolle. Ich mußte lachen, denn nie hatte ich aufgehört, Dich lieb zu haben. Als ich Dir dies sagte, da küßtest Du mich wieder, und ich gab Dir Deine Küsse zurück, die mir eine Himmelslust bereiteten, das Herz zu stärkerem Pochen, mein Blut zu heißem Wallen brachten, so daß mir fast der Athem, das Leben ausging. So blieb es bis heute, und gleiches Gefühl beseelt mich für Dich, gleiche Lust erweckt mir Deine Nähe, Dein Umfassen und Dein Kuß. Doch sonderbar! — auch wenn ich den jungen Offizier sehe in dem schönen grünen Rode, mit der weißen Weste, reich mit Gold benäht, den blinkenden Helm mit dem Tigerfell und dem stolzen Federbüschel auf dem Kopf — wenn er nur naht, mich anblickt — auch dann schlägt mein Herz so stürmisch, so wild! und ich könnte ihm an den Hals fliegen, ihn küssen, wie ich Dich kusse — vielleicht auch noch anders!“

(Fortsetzung folgt.)

Ein Handelshaus.

Eine Erzählung von F. Ewald.

(Fortsetzung.)

„Ich glaube, wir passen zu einander. Wenn Sie Lust haben, so können Sie einen Monat auf Probe kommen; nach Ablauf desselben werde ich Ihnen bestimmte Antwort geben.“

Der Monat verging und Boldt blieb. Er war Nyskow auf manche Weise nützlich, führte die Aufsicht über die Leute und hinterbrachte seinem Prinzipal, was Gutes und Böses von ihm gesprochen wurde. Zum Lohne dafür weihte ihn sein Herr in so viele seiner Geheimnisse ein, als er selbst für rathsam erachtete, und befand sich wohl dabei, ein solches Faktotum bekommen zu haben.

„Sie müssen den Leuten auf die Finger sehen, Boldt,“ sagte Nyskow eines Tages. „Man kann nie aufmerksam genug sein.“

„Vertrauen Sie nur mir, Herr Grossirer.“

„Ich wünsche, zu wissen, wo sich meine Leute aufhalten und was sie vornehmen, wenn sie Abends von hier fortgehen. Könnten Sie ihnen nicht in einiger Entfernung folgen, ohne selbst gesehen zu werden?“

„Das ist die leichteste Sache von der Welt,“ meinte Boldt. „Nach einigen Tagen werde ich dem Herrn Grossirer die zuverlässigsten Mittheilungen machen.“

„Auch möchte ich etwas über einen Menschen erfahren, der früher Commis bei Frank war; er hieß Adam. Sollen Sie ihn vielleicht zufällig kennen?“

„Ich glaube den Namen früher gehört zu haben,“ meinte Boldt und sah nachdenklich aus. „Aber gleichviel, ich werde ihn schon finden. Was wünschen der Herr Grossirer von ihm zu wissen?“

„Ich hasse den Menschen; Sie müssen ihn besonders im Auge behalten. Ich will Alles über ihn wissen; selbst die geringste Sache ist nicht zu unbedeutend, merken Sie sich das. Verschaffen Sie mir Gelegenheit, ihn in meine Hand zu bekommen, so erhalten Sie ein Extradouceur.“

„Glauben Sie, daß er etwas gethan hat, das ihn in Verlegenheit bringen könnte?“ fragte Boldt.

„Ich halte ihn zu Allem fähig, aber ich kann nichts Bestimmtes angeben. Können Sie ihn bei irgend Etwas ertappen, wodurch ich ihm an den Leib kann, so zahle ich Ihnen, wie gesagt, ein gutes Douceur.“

„Ich werde mein Bestes thun, Herr Grossirer; doch muß ich ihn erst aufspüren, und das erfordert einige Zeit; nimmt er sich aber nicht in Acht, dann werde ich ihn haben, ehe er es denkt.“

„Es ist gut,“ sagte Nyskow, seinem Untergebenen gnädig mit der Hand winkend. „Nun können Sie gehen.“

Boldt entfernte sich, und Nyskow versank in Träumereien für die Zukunft, er schwelgte bereits im Voraus in dem Genuße, den befriedigte Rache ihm schaffen sollte.

Zehntes Kapitel.

Nachdem Frank's Konkurs beendet war und ein Jeder das Seine erhalten hatte, waren etwa fünfzehnhundert Thaler übrig geblieben; eine nicht geringe Summe für Jemand, der nie etwas besessen, für Frank aber ohne Bedeutung. In seiner jetzigen Lage konnte es indeß ziemlich gleichgiltig sein, ob es fünfzehnhundert Thaler oder eben so viele Schillinge waren; er war nämlich stumpf geworden und bekümmerte sich nicht mehr um das, was um ihn her vorging.

Auf der Osterbrücke hatte Friederike eine ziemlich kleine Wohnung gemiethet, aus drei Zimmern nebst Küche bestehend, und mit nicht mehr Möbels ausgestattet, als sie in den Tagen ihres Wohlstandes in ihrem eigenen Zimmer gehabt.

Frank pflegte in einem Lehnstuhl mit dem Rücken gegen das Fenster zu sitzen und vor sich hin zu stieren; gegen Abend ging er spazieren und blieb in der Regel eine Stunde fort. In der ersten Zeit erbot sich Friederike, ihn zu begleiten, aber da dieses Anerbieten sehr schlecht aufgenommen wurde, weil er eine dunkle Ahnung davon haben mochte, daß sie ihn beobachten wolle, so gab sie es auf und beschränkte sich darauf, ihm in einiger Entfernung zu folgen, um zur Stelle zu sein, wenn ihm etwas zustoßen sollte; es ereignete sich jedoch niemals etwas, so daß sie ihn bald allein gehen ließ und das um so mehr, da sie selbst genug zu thun hatte.

Wenn Frank nicht völlig stumpf gegen die Außenwelt gewesen wäre, würde er gesehen haben, wie seine Tochter über ihre Kräfte für ihr Auskommen arbeitete; aber er sah nichts und bemerkte nicht einmal die kleinen Einschränkungen, die Friederike nach und nach in den Haushalt einführen mußte.

Der treue Adam kam dann und wann und überbrachte Friederike eine Summe Geldes; früher war er jede Woche gekommen, aber nachdem er die Stadt verlassen und eine Anstellung in Helsingör gefunden hatte, kam er nur einmal im Monat. Es war Geld von der Masse, das er dem Grossirer Frank zu überbringen die Ordre hatte; so sagte er wenigstens, und es war ihr nie eingefallen, daß es sich anders verhalten könne. Aber jetzt, nachdem der Konkurs beendet war, wurde es ihr auffallend, daß er gleichwohl das Geld bringe und stets mit demselben Bescheid, daß es von der Masse sei. Und weshalb richtete er es immer so ein, daß er kam, wenn ihr Vater aus war, warum beeilte er sich, wieder fortzukommen, als ob er fürchtete, gesehen zu werden? Sie fing an Mißtrauen gegen sein Vorgeben zu hegen und beschloß, auf ihrer Hut zu sein. Am letzten Tage im Monat kam Adam wieder, als ihr Vater ausgegangen war, und lieferte einen Brief an sie selbst mit einer Geschäftsmäßigkeit ab, als ob er ein Postbote sei.

„Wollen Sie nicht hereinkommen, Herr Adam?“ sagte

fte. „Sie haben meinen Vater noch nicht begrüßt und ich erwarte ihn gleich zurück.“

„Ich möchte den Herrn Grossfurer gern begrüßen,“ entgegnete Adam und blieb in der Thür stehen, „aber ich habe so wenig Zeit, daß ich für diesmal um Entschuldigung bitten muß, wenn ich — —“

„Was sind das denn für Geschäfte, die Sie so ganz in Anspruch nehmen?“ unterbrach ihn Friederike.

„Ich habe eine Anstellung in Helsingör erhalten und muß noch heute dahin zurück.“

„Wenn Sie nicht auf den Vater warten können, so bitte ich Sie, wenigstens mir ein paar Minuten ihrer Zeit zu schenken; ich wünsche Ihnen eine Frage vorzulegen.“

Adam trat näher und sah aus, wie das personifizierte böse Gewissen.

„Das Geld, welches Sie uns so gewissenhaft bringen — —,“ begann sie.

„Ist von der Masse,“ sagte er schnell und erröthete.

„Sagen Sie mir die Wahrheit, Herr Adam; ich glaube das nicht. Wie kann das von der Masse sein, da dieselbe erlebigt ist?“

Adam antwortete nicht.

„Glauben Sie mir, Herr Adam, wenn ich Ihnen sage, daß ich niemals Ihre Güte vergessen werde; aber ich kann dieses Geld nicht annehmen und was Sie uns früher gebracht haben, werde ich Ihnen zurückzahlen, wenn es mir irgend möglich wird. Sie dürfen das nicht als eine Unfreundlichkeit aufnehmen, Sie werden aber begreifen, daß ich nicht anders handeln kann.“

„Ich ehre das Unglück,“ antwortete Adam, indem er vor sich niedersah, „aber könnten Sie mich nicht ferner kommen lassen, wie bisher, und es mir dann auf einmal zurückzahlen, wenn eine bessere Zeit für Sie kommt?“

„Wenn ich nun aber keine Möglichkeit sehe, Ihnen das Geld zurückzuzahlen, wäre es nicht unverantwortlich von mir gehandelt, wenn ich es dennoch annähme?“

Adam sah ganz entnuthigt aus und konnte auf diese Einwendung nichts erwidern.

„Lassen Sie mich noch dies hinzufügen,“ fuhr sie fort und reichte ihm die Hand, „Sie sind einer unserer Freunde, einer von denen, die aushielten, als so gut wie Alle die Hand von uns zurückzogen; das ist mir ein Trost unter allen unseren Sorgen und wird es stets sein. Ich kann Ihnen versichern, daß ich Ihnen weit dankbarer dafür, als für das Andere bin, worüber wir nicht mehr reden wollen.“

„Ich habe niemals viel Worte machen können,“ entgegnete Adam, „doch will ich Ihnen nur soviel sagen, daß ich stolz sein würde, wenn Sie einen Dienst von mir annehmen wollten.“

„Und ich verspreche Ihnen,“ sagte Friederike, „daß ich mich an keinen Andern, als an unsern geprüften Freund wenden werde, wenn ich in Noth bin.“

Mit diesem Bescheide mußte sich Adam vorläufig zufrieden geben und schweren Herzens trat er den Heimweg an.

Als er an den Farimagsweg gekommen war, sah er zwei Männer weiter hin auf dem Fußwege stehen und mit einander reden; ohne sonderlich Noth davon zu nehmen, ging er weiter und erst, als er in ihrer Nähe war, erkannte er Frank, der mit einem Fremden sprach. Dieser schien eine Erklärung von Frank zu verlangen, welche Letzteren abzugeben Schwierigkeiten machte; wenigstens sah er verwirrt aus und

griff an seine Stirn, wie Jemand, der sich an etwas zu erinnern sucht, was er seit lange aus den Gedanken verloren hat. Es war Adam auffallend, zu bemerken, wie Frank zusammengefallen war; seine kräftige Gestalt war gebeugt und sein graues Haar ganz weiß geworden.

„Ich kann Ihnen das wirklich nicht sagen,“ hörte Adam seinen früheren Chef sprechen, als er nahe genug gekommen war; „mein Gedächtniß hat mich ganz verlassen.“

„Das ist schade,“ sagte der Andere; „ich hätte gern Auskunft gehabt.“

„Guten Tag, Herr Grossfurer,“ grüßte Adam, indem er vorbei ging.

Frank erwachte einen Augenblick und sah ihn starr an.

„Ihre ich mich, oder sind Sie Adam?“ fragte er mit einem schwachen Lächeln.

„Der bin ich, Herr Grossfurer.“

„So könnten Sie vielleicht diesem Manne die Aufklärung geben, die er wünscht; ich kann es nicht; ich habe mein Gedächtniß verloren.“

Und indem er die Gelegenheit ergriff, der Unterredung auszuweichen, welche ihm nur beschwerlich war, eilte er davon.

„Der Grossfurer ist wohl nach der letzten Begebenheit schwach geworden,“ sagte der Fremde und sah ihm nach.

„Ich kann mich erinnern, daß ich ihn noch vor ein paar Jahren als einen kräftigen Mann gesehen habe und bemerke jetzt, wie er einherschleicht.“

„Es hat ihn leider gar zu hart getroffen,“ antwortete Adam.

„Darf ich so frei sein, Sie zu fragen, ob Sie in näheren Beziehungen zu dem Grossfurer stehen, da er meinte, Sie würden mir Bescheid sagen können?“

„Ich war früher auf seinem Comptoir.“

„Ihr geehrter Name?“

„Adam.“

„Adam!“ sagte der Fremde mit seltsamer Betonung; „es freut mich, Ihre Bekanntschaft zu machen.“

„Sie scheinen sich über meinen Namen zu wundern?“ sagte Adam.

„Das thue ich auch,“ antwortete der Fremde; „es ist ein seltener Name, obgleich er gut und alt ist; aber ich habe ihn noch nie als Stammmamen brauchen sehen. — Also, Herr Adam — —“ Er stand einen Augenblick und überlegte, warf einen schnellen Blick auf sein Gegenüber und fuhr darauf fort: „Sehen Sie, ich habe Geschäfte für den Kaufmann Rava in Aarhus und sollte vom Grossfurer Frank eine Nachricht von der Zeit her erbitten, wo er selbst noch das Geschäft betrieb; aber zwischen jener Zeit und jetzt liegen einige Jahre und der alte Mann kann sich dessen nicht mehr erinnern. Vielleicht können Sie mir aus der Verlegenheit helfen.“

„Das kommt darauf an,“ sagte Adam; „ich erinnere mich sehr gut, daß wir mit Kaufmann Rava in Verbindung standen; ich habe selbst einen Theil der Correspondenz mit dem Hause geführt, kann mich natürlich aber nicht aller Einzelheiten erinnern.“

„Es handelt sich um eine Bagatelle,“ sprach der Fremde, „aber Herr Rava möchte gleichwohl die Sache in Richtigkeit haben. Er schrieb vor einigen Jahren an Frank und erbat sich eine Mittheilung über eine Person; er erhielt sie auch; aber jetzt erst entdeckt er durch einen Zufall, daß das Ganze

Säge gewesen ist. Er will natürlich nicht glauben, daß Frank mit ihm Scherz getrieben hat, und bei genauerem Nachdenken über die Sache ist es ihm eingefallen, daß Frank einen Anderen für sich hat antworten lassen, obschon für den Grossirer hinlänglicher Grund vorlag, selbst zu schreiben. Leider kann man den Namen dessen nicht lesen, der in Frank's Auftrag den Brief unterzeichnet hat, sonst hätte man sich an diesen wenden können."

Mit diesen Worten reichte er Adam einen Brief, der diesen und dann erstaunt den Fremden ansah.

„Von wem haben Sie diesen Brief erhalten?“

„Von Herrn Rava natürlich.“

„Und Sie können wirklich den Namen nicht lesen?“

„Nein.“

„Dann will ich es Ihnen sagen. Da steht Adam!“

Der Fremde fuhr einen Schritt zurück.

„Adam! Aber dann sind Sie ja der Ausfertiger selbst!“

„Man könnte es glauben,“ antwortete Adam, „wenn dieser Name nicht gefälscht wäre.“

„Und können Sie sich nicht denken, wer Ihren Namen nachgeschrieben haben kann? Die Sache ist nicht von besonderer Wichtigkeit, es würde aber doch immer ein Interesse haben, es zu wissen.“

„Ich könnte vielleicht wohl meine Meinung darüber haben,“ sagte Adam, indem er den Blick über den Brief laufen ließ; „halte aber nichts davon, ein Mißtrauen auf Diesen oder Jenen zu werfen, wenn ich nicht Beweisgründe habe, worauf ich mich stützen kann.“

„Sie können sich darauf verlassen, daß Ihre Mittheilung nicht gemißbraucht werden soll,“ sagte der Fremde.

„In jedem Falle muß ich wissen, mit wem ich rede; Sie haben mir noch nicht einmal Ihren Namen genannt.“

„Mein Name ist Clausen, ich habe, wie gesagt, Geschäfte für den Kaufmann Rava.“

Adam zögerte noch immer und sah den Fremden prüfend an, aber dieser hielt ruhig seinen Blick aus.

„Ich habe keinen Grund, Sie nicht für einen ehrlichen Mann zu halten,“ sprach Adam endlich, „und gehe davon aus, daß Sie mein Vertrauen nicht mißbrauchen werden. Wenn ich Ihnen sagen soll, an wen diese Handschrift erinnern könnte, so muß ich einen früheren Commis beim Grossirer Frank, Namens Nyskow, nennen.“

„Doch nicht der, der jetzt das Geschäft hat?“

„Der selbe. Allein obschon diese Nachahmung meines Namens eine auffallende Aehnlichkeit mit Nyskow's Handschrift hat, so verwahre ich mich doch auf das Bestimmteste dagegen, daß meine Worte als eine Beschuldigung gelten sollen, worauf eine Anklage gegründet werden könnte. Ich sehe es auch für höchst wahrscheinlich an, daß ich mich irre.“

„Seien Sie ganz ruhig, Herr Adam,“ sagte Clausen und klopfte ihm auf die Schulter. „Der Kaufmann Rava hat es mir zur strengsten Pflicht gemacht, die Sache geheim zu halten. — Sie wollen nicht in die Stadt?“ fragte er, als Adam in diesem Augenblick bei den Alleen an der Vorderbrücke stehen blieb.

„Nein, ich muß in einer halben Stunde nach Helsingör.“

„Sie wohnen wohl drunten?“

„Ich konditionire beim Kaufmann Ring, wenn Sie ihn kennen.“

„Ich habe wohl den Namen gehört,“ sagte Clausen, „den Mann selbst kenne ich aber nicht. Und nun leben Sie

wohl und Dank für Ihre Mittheilung. Sie wird nicht gemißbraucht werden; darauf können Sie sich verlassen.“

Die beiden Männer gingen auseinander.

„Dieser Frank ist zwar immer hart und abstoßend gewesen,“ sagte Carstensen, als er eines Tages das Geld zählte, welches er von der Theilungskommission in Grossirer Frank's Konkurs ausbezahlt erhalten hatte, „aber ein redlicher Mann ist er, das ist gewiß. Meine dreitausend Thaler erhielt ich ausbezahlt und zwar mit Zinsen. Alle Creditoren haben ihr Guthaben erhalten, ohne daß ihnen das Mindeste abgezogen worden ist, und der Mann selbst besitzt nichts mehr.“

„Es ist schrecklich,“ sagte Laura. „Das arme Fräulein muß für Beibe arbeiten, das hält sie nicht aus.“

„Das arme Mädchen! Ich habe oft an sie gedacht.“

„Könnten wir nicht etwas thun, Vater?“ fragte sie, indem sie ihm heimlich einen Seitenblick zuwarf.

„Was meinst Du?“

„Ich meine, ob wir ihnen nicht etwas von dem Gelde zurückgeben könnten.“

„Das geht nicht,“ sagte der Alte und brummte etwas, was sie nicht verstehen konnte.

„Meinst Du nicht, Vater? Wir brauchten ihnen ja nicht das Ganze anzubieten, wenn Du glaubst, daß Du es nicht entbehren kannst.“

„Was das anbetrifft,“ sagte Carstensen, „so könnten wir ihnen ebensogut das Ganze, als die Hälfte anbieten; aber es geht nicht, fürchte ich.“

„So verstehe ich nicht, was Du meinst, Vater.“

„Es ist auch schwierig, einem jungen Mädchen das zu erklären. Du glaubst, daß das so eins, zwei, drei geht und daß man mit einem Grossirer eben so reden kann, wie mit einem Matrosen.“

„Du brauchst ja auch nicht mit dem Grossirer zu reden, Vater.“

„Das bin ich auch nicht Willens. Ich habe genug vom letzten Mal.“

„Ich könnte ja mit dem Fräulein sprechen.“

„So soll es sein,“ sagte Carstensen und erhob sich. —

„Du darfst aber nicht so gerade auf die Sache losgehen, sondern kannst es ihnen zum Exempel als Anleihe anbieten.“

„Laß mich nur machen,“ entgegnete Laura und eilte davon.

Als sie vor die Thür gekommen war, ging Carstensen ihr nach und fügte hinzu:

„Du könntest sagen, daß ich keinen Gebrauch für das Geld habe und daß ich vergebens gesucht hätte, es an Andere auszuleihen.“

Als Laura ein Stückchen Weges fort war, hörte sie schnelle Schritte hinter sich und sah ihren Vater ihr eilends nachkommen.

„Ich glaube, es wäre am Besten,“ sprach er, „wenn Du sagtest, es sei uns aus der Masse zu viel ausbezahlt worden und wir hätten das erst jetzt entdeckt. — Aber,“ fügte er hinzu, als er sie noch einmal eingeholt hatte, „laß dem Alten nichts merken, denn er ist hochmüthig, fürchtbar hochmüthig.“

Nach allen diesen Ermahnungen, von denen Laura schlechterdings keinen Gebrauch machen wollte, setzte sie ihren Weg fort und traf Friederike allein zu Hause.

„Ich sehnte mich so nach Ihnen,“ sagte Laura, „daß ich mich schnell hierher zu gehen entschloß. Der Vater vermißt Sie täglich und erklärt, daß ihn nichts mehr interessire, seit Sie aufgehört, uns zu besuchen.“

„Ich kann nicht vom Vater gehen,“ entschuldigte sich Friederike, der man die Freude über den Besuch ihrer Freundin ansah.

„Ist er krank?“

„Nein, das gerade nicht, obwohl ich es lieber sähe, wenn er es wäre; dann hätte man doch Hoffnung, daß er wieder genesen könnte; aber so, wie er jetzt ist, muß man verzweifeln. Er bekümmert sich um nichts, redet nichts und scheint ganz und gar stumpf zu sein.“

„Sie müssen sich das nicht zu sehr zu Herzen gehen lassen, das ist nur im Anfange so; wenn er Zeit erhält, sich zu fassen, wird es schon besser mit ihm werden.“

Friederike schüttelte den Kopf.

„Könnte ich Ihnen nicht mit etwas helfen? Sie wissen nicht, wie froh ich sein würde, wenn ich etwas für Sie thun könnte. Ich habe hinlänglich Zeit. Mit dem Vater ist leicht auszukommen und ich habe beinahe den ganzen Tag für mich selbst.“

„Sie helfen mir schon durch Ihre Freundlichkeit,“ antwortete Friederike. „Bei unserem großen Mißgeschick habe ich nur eine einzige Freundin gehabt und das sind Sie, alle Anderen haben uns vergessen, auch die, von denen ich es nicht geglaubt.“

„Sie haben auch noch einen Freund,“ warf Laura ein.

„Woher wissen Sie das? — Er war noch heute hier.“

„Heute? Sie müssen sich täuschen. Er ist den ganzen Tag zu Hause gewesen.“

„Von wem reden Sie denn?“ fragte Friederike.

„Ich rede vom Vater. Meinen Sie nicht den?“

„Ich brauche Ihnen nicht zu sagen, Laura, wie viel ich auf Ihren Vater halte; aber dieses Mal dachte ich doch an einen Anderen.“

„An einen Anderen?“

„Ja, an Adam. Sollten Sie es glauben; aber seitdem wir hierhergezogen sind, hat Adam mich — uns — dann und wann besucht und uns eine Theilnahme erwiesen, die seinem Herzen Ehre macht.“

Laura erröthete und fragte verlegen:

„Kommt Herr Adam hierher?“

„Können Sie sich seiner noch erinnern? Er war auf des Vaters Comptoir. Ein stiller, bescheidener Mensch, den Niemand beachtet, ehe — —“

Sie vollendete den Satz nicht. Laura glaubte allerdings, daß sie sich seiner erinnern könne.

„War er es nicht, der auf die Fabrik kam, als der erste Verwalter fortging?“

„Ja!“

Das Gespräch stockte.

„Ich wünsche, daß ich Sie um etwas fragen dürfte,“ begann Laura endlich, „und daß Sie mir darauf aufrichtig antworten.“

„Sie dürfen mich fragen, warum Sie wollen, meine liebe Freundin, ich werde Ihnen nichts verbergen.“

„Sie verstehen mich nicht,“ entgegnete Laura, „denn in der Angelegenheit, die ich mit Ihnen besprechen will, giebt

es nichts zu verbergen, es ist kein Geheimniß, sondern etwas Anderes — ich weiß nicht recht, wie ich mich ausdrücken soll.“

„Ich kann Sie unmöglich verstehen, liebe Laura, und Ihnen noch weniger antworten, wenn Sie mir nicht sagen, was Sie meinen. Ich verspreche Ihnen im Voraus, daß ich mich Ihren Wünschen in jeder Beziehung beugen will.“

„Dann möchte ich Sie fragen, ob Sie stolz sind?“

„Ob ich stolz bin? Das ist eine wunderliche Frage. Ich will nicht hoffen, daß ich jemals etwas gesagt oder gethan habe, was Sie zu dem Glauben bringen könnte, und sollte dies doch der Fall sein, so können Sie sich überzeugt halten, daß, was es auch gewesen sein möge, ich niemals diese Bedeutung darin gelegt habe. Stolz! und gegen Sie? Wie konnten Sie jemals auf diese Idee fallen?“

„Nun verstehen Sie mich wieder nicht,“ sagte Laura und sah verlegen aus. „Sie sind durchaus nicht stolz gegen mich gewesen; aber deswegen könnten Sie es doch sein, so im Allgemeinen; — ach, wenn Sie mir nur ein wenig helfen wollten.“

„Wenn Sie es Stolz nennen, sich niemals herabzulassen, eine Unwahrheit zu sagen, dann bin ich stolz; oder wenn Sie es Stolz nennen, niemals mit Wissen und Willen ein Unrecht zu begehen oder ein gegebenes Wort zu brechen, oder sich seiner Armut zu schämen oder sich der Arbeit zu entziehen, — wenn Sie das Stolz nennen, dann will ich eingestehen, daß ich stolz bin und es stets zu bleiben hoffe.“

„Gott segne Sie für diese Worte,“ sagte Laura; „so werden Sie mir gewiß auch nicht meine Bitte abschlagen; wenn Sie das thäten, würden Sie mich sehr betrüben.“

„Mein liebes Mädchen, ist es nichts Anderes, dann hätten Sie es gern gleich sagen können. Es giebt nichts, was in meiner Macht steht — und das ist leider sehr wenig — was ich nicht mit Freuden für Sie thun würde.“

„Nun verstehen Sie mich wieder nicht,“ sagte Laura.

„Probiren Sie es.“

„So will ich Sie darum bitten, etwas dort auf den Tisch hinlegen zu dürfen; aber Sie müssen mir versprechen, es nicht an sich zu nehmen, ehe ich gegangen bin.“

Mit diesen Worten legte sie ein kleines Packet in Friederikens Nähkasten. Darauf wandte sie sich glühend roth um, umarmte sie und machte sich eilig davon.

Ohne irgend eine Vorstellung davon, was das sein könne, öffnete Friederike das Papier. Sie setzte sich und indem sie die Arme auf den Tisch legte, verbarg sie ihr Gesicht und weinte; nicht aus verletztem Stolz oder gekränkter Empfindlichkeit, sondern tief gerührt über die Güte ihrer Freunde und über den feinen Takt, womit dieselbe ihr zu erkennen gegeben wurde.

Als Laura heimkam, saß ihr Vater in gespannter Erwartung da, neugierig, wie es abgelaufen sei.

„Ich kann es Dir ansehen, daß es gut gegangen ist,“ sagte er.

„Das hoffe ich, Vater.“

„Du hoffst es? Bist Du denn dessen nicht gewiß? Was sagte das Fräulein?“

„Sie sagte nichts, nicht das Allgeringste,“ antwortete Laura lachend.

(Fortsetzung folgt.)

Fürst und Waidmann.

Historische Novelle von Ludwig Birnssen.

(Fortsetzung.)

„Nein, laßt mich, Ohm,“ fiel ihm der Jüngling fast heftig in's Wort, „seh' ich nach Schlafen aus? Ich könnte kein Auge schließen! Zudem erleichtert mir das Sprechen von alledem das Herz mehr, als Eure kräftigsten Tränklein und die beste Nachtruhe. Ich bitte Euch, laßt es also geschehen und erzählt mir, was Ihr von jenem Tage wißt. Ich kann nicht ruhen, ehe ich es erkundet; und gewiß habt Ihr heut durch Eure Freunde über den Hergang weiteres gehört! —“

„Mehr, als mir lieb ist!“ groöte der Alte, der auf das inständige Andrängen des Jünglings seinen Widerstand fallen ließ, und in den Stuhl zurücksinkend, finster drein schaute. „Und weil Du es denn nicht anders willst, so magst Du es gleich heut erfahren. Morgen erzählt es Dir sonst doch wohl ein Anderer, denn schon läuft ein unheimliches Gerücht durch Stadt und Land, und wer es hört, bekreuzt und segnet sich, als zöge der böse Feind vorbei. Doch will ich zuvor die Lampe anzünden, daß es hell im Stüblein wird. Nacht und Mondschein sind üble Thaten zu einer Geschichte, davon einem das Blut in den Adern starrt.“

Fredelin ließ den Alten schweigend gewähren; ihm klopfte das Herz zu ungestüm in der Brust, als daß er ein Wort hätte erwidern können, und so harrete er mit bleicher Wange und fliegendem Athem auf den Anfang der Erzählung, zu der der Alte, dessen gefurchtes Antlitz der flackernde Schein der eisernen Lampe nun seltsam beleuchtete, sich still und ernst wieder niederließ und nach kurzem Schweigen also anhub:

„Du willst von unserem gnädigen Herrn hören und warum er Dir dazumal so hart begegnet ist, als Du ihn um die Försterei ansprachest? Ich glaub', ich kann Dir es sagen, aber es thut Noth, daß ich dazu ein wenig weit aushole, und magst Du Dich nummehr selbst anklagen, wenn es Dir uniel wird. Ich hab' Dich gewarnt, aber Rathen ist nicht Zwingen. Du hast es durchaus gewollt, so nimm es nun auch hin, wie ich es gebe. Sieh', der Herzog, so ein mächtiger Herr und Gebieter er ist, und gewaltiger, denn alle seine Vorfahren im Regiment, ist doch allzeit nur ein armer, unglücklicher Mann gewesen, der wenig Freud' im Leben genossen hat. Beim heiligen Regibius, Du dürftest nicht tauschen mit ihm. Was bist Du für ein glücklicher Bursch' gewesen gegen ihn. Dein ganzes Leben denkst Du an Deinen braven Vater, Deine gute Mutter mit warmem Herzen zurück, und es macht Dich noch heute froh, zu wissen, wie sie so einträchtig und friedlich mit einander gelebt und Dich Beide mit gleicher Lieb' gehegt haben, bis der Tod sie von einander und von Dir geschieden. Da nimm den Herzog an, was er für Leid erfahren, und war doch noch ein Kind. So schlimm, wie Dir es erging, da Vater und Mutter gestorben, so ist ihm mitgespielt, da annoch beide durchlauchtigsten Eltern gelebt, und Du hättest ihn nicht für das älteste fühlliche Herrlein halten mögen, so dereinst über Land und Leute regieren sollte, wär' er Dir auf den Gassen von Rügenwalde begegnet, zerlumpt

und zerhubelt und schier keinem angehörig, biweil seine eigene Mutter ihm übel wollte, und er sich seines braven Vaters, der fern von dannen lebte und sich über sein unnatürlich und hochfahrend Eheweib, wie man sagt, zu Tode grämte, nicht getrösten konnte. Warum das also geschah, brauchst Du nicht zu wissen; genug, daß der junge Buslaff traurige Tage dahin lebte! Er hatte seiner Jugend — leider Gottes — wenig genossen, fraß seinen Gram in sich hinein und konnt es schier nicht überleben, daß man ihm täglich übler begegnet. Wie aber seine jungen Brüder urplötzlich dahin starben, ohne sieh zu sein (darob sich ein entsetzlich Landgeschrei erhob) und er selbst, er selbst — komm näher mein Bub', daß ich Dir in's Ohr sag', was sonst keines Menschen Gehör vernemen darf — wie er selbst eines Tages —“

Hier flüsterte der Alte dem schauernd aufhorchenden Jünglinge einige Worte ins Ohr, vor denen derselbe todbleich in die Kissen zurücksank und nach Athem haschte.

„Um Gott!“ keuchte er endlich fassungslos, „um Gott und aller Heiligen willen, — die eigene Mutter! Es ist schauderhaft, unnatürlich, gräuelvoll! — —“

Der Alte sah ihn ernst an und nickte mit dem Kopf. „Ist Dir es nun klar, daß es kein glücklich Wort war, da Du ihn bei der Liebe seiner Mutter ansiehst, Dir zu willfahren?“

Fredelin stöhnte aus tiefster Brust auf aber antwortete nicht, und so fuhr der Alte nach einigem Zögern in seiner Erzählung fort:

„In diesen und anderen Uebelthaten hatten der unnatürlichen Mutter, die um der Herrschaft willen nach dem Leben der eigenen Kinder stellte, pommerische Edle bereitwillig die Hand gereicht und wider ihren angestammten Herrn Vorschub geihan, also daß das Sprüchlein wieder einmal Recht behielt: „Junckerlein und Edelleute schlüpfen oft in Bubenhäute.““ Deswegen hat der Herzog auch, da er sich schon längst aus der Mutter Gewalt gebrochen und zu Macht und Ansehen gelangt war, wider den pommerischen Adel Zorn und bitter Mißtrauen gehegt und ist seiner lange nicht los geworden, also, daß er auch lieber einem Fremden, dem von der Schulenburg, hat trauen mögen und selbigen vor allen Anderen zu seinem geheimen Rathe und Hauptmann im Lande Stettin erwählte. Der kam des öfteren zu ihm als Abgesandter seines Herrn des Markgrafen, mit dem der Herzog nach langem Streit zu endlichem Frieden gelangte, auch Schwägerschaft machte, und gefiel ihm also wohl, daß er ihm alle Gewalt einräumte und Städte und Aemter zu reichlichem Einkommen verlieh. Derselbig liegt ihm seitdem, als sie sagen, allzeit im Ohr und stellt sich, als sorg' er allein um des Herzogs und Landes Bestes, und sei auch ihm allein zu trauen, daher sich der arme Herr, der schier keinen Leibesverwandten und keinen Freund in der Welt hat und jedweden Viedermann mit mißtrauischem Aug' anschaut, immer mehr in seine Hände giebt und ihm blindlings anhängt. Das hat nun,

sagen sie, der Tüdebold benutzt und aus altem Haß wider den Markgrafen und seine Sippe, auch wohl um anderer Pläne willen, so er heimlich angesponnen, die gute Frau Herzogin bei ihrem Ehegemahl, der ihr allbereits ob ihrer Kinderlosigkeit fast gram war, teuflisch bescholten, als hab' sie, dem märkischen Erfolg zu Nutzen, d'rein gewilligt, durch verderbliche Geheimtränkein ihren Schoß unfruchtbar zu machen und scheint es wohl, als wenn der Herzog ihm geglaubt, daher sein wild ungestüm und oft schier verzweifelt Wesen satzfam erklärlich wird. Doch ist die alte Lieb' zu der mildiglichen, sanften Frau, zu der man sich also unnatürlicher That am wenigsten versehen darf, des öfteren wohl wieder durchgebrochen und des Hauptmanns Tüde zu nichte geworden; da hat er nun, der Sache ein End' zu machen und den Herzog von seiner tugendlichen Frau loszureißen, eine böse Gewaltthat verübt, die zu grauenvollem Ausgang geziehen ist. Sieh', die Frau Herzogin hat sich, scheint es wohl, um ihrer Kinderlosigkeit abzukommen und ihren lieben Herrn mit einem Sohn zu erfreuen, zu vielfältigen Malen bei den vertrauten Ärzten, die sie bereits an ihres fürstlichen Vaters Hofe in mannigfachen Leiden und Krankheiten erprobt, gramvollen Herzens Rathes erholt, und sind solche weise und gelehrte Männer auch wohl unterweilen der fürstlichen Frau zu Trost hierher gekommen, ihren Zustand und Verhalten des weiteren mit ihr zu besprechen. Das hat der von der Schulenburg zu böser List genutzt und an einem derselben, als er nach einem Besuche bei der Frau Herzogin das fürstliche Haus verließ, um in seine Herberge zurückzukehren, frevelhafte Gewalt verübt."

"Gedenkst Du nicht mehr dessen," frug Eicke nach einer kleinen Pause Trebelin, "was ich Dir in jener Nacht, da Du mich in den Elchen beschieden, erzählt? Wie Bewaffnete in großer Zahl vermurmt das Haus umlagert und, da ich zum Anderen vorüberzog, vor meinen Augen einen fürnehmen Cavalier in stattlicher Kleidung, gebunden und geknebelt, als man einem Missethäter thut, aus dem Hofe geschleppt, in ein Gefährt geworfen und davon geführt hatten?"

"Freilich erinnere ich mich," entgegnete Trebelin hastig; "was ist's damit? Wer war der Unglückliche?"

"Ein berühmter und hochgelahrter Herr, dazu ein rechter Ehrenmann, mit Namen Doctor Frize, des Markgrafen vertrauter Rath und Hofmedicus, der wahrlich ein besser Loos verdient hätte, als teuflische Grausamkeit ihm bereitet. Sie haben ihn auf des von der Schulenburg Befehl erlaunt und ergriffen, aus Stettin weggeschleppt und im Schlosse zu Uckermünde zu unterst in den Thurm geworfen. Dasselbst ist der Hauptmann Tags darauf in aller Frühe zu ihm in den Kerker gegangen und hat den wackeren Mann erst mit List und großen Versprechungen, dann, wie er nicht hat zu seinem Willen kommen können, mit schrecklichen Drohungen bewegen wollen, seinen Herrn, den Markgrafen, wie auch die edle Herzogin übel zu beschelten, als ob sie mit seiner Hilfe getrachtet, die Hoffnung auf Nachkommenschaft im fürstlichen Hause von Pommern zu vernichten. Dessen hat sich der redliche Medicus standhaft geweigert, ob ihm gleich Marter und Tod sürgehalten, hat seines fürstlichen Herrn und der edlen Herzogin Unschuld wacker behauptet und Jedweden, der anders sagen würde, einen frevelhaften Lügner geheißen, also, daß der Hauptmann am End' unverrichteter Dinge hat abziehen müssen. Darob ist er wie toll und außer sich gewesen, hat mit den Zähnen geknirscht und den Füßen gestampft und dem Gefangenen übel gedroht, es solle sein Verderben sein, daß er also starr-

köpfig sich gebehrde, ingleichem seinem Herrn, dem Markgrafen, wie auch der Herzogin zu bösen Anfrummen gedeihen. So ist er davon gefahren wie der böse Feind, und zu selbiger Stunde vom Schloß weggeritten. Das Alles hat denn der alte Pagel Typrand, Castellan daselbst, den Du von mancher Jagd her auch wohl kennst, von dem Gefangenen, dem er, ob es ihm gleich verboten, Speis und Trant gebracht, Wort für Wort erfahren, und hat ihn der Unselige bei den Wunden des Heilandes und seiner Seelen Seligkeit beschworen, so er hier unter der Peiniger Hände sterben und verderben müsse, seinem gnädigen Herrn, dem Markgrafen, wie auch seiner mildiglichen Gebieterin, der Frau Herzogin, treuliche Kunde zu bringen von dem, was hier Unmensliches an ihm geschehen, und daß er bis an seines armen Lebens Ende bei der Wahrheit beharret und sich böser Zumuthung standhaft geweigert habe. Ob solcher furchtbaren Mittheilung ist der alte Pagel bis ins Herz erschrocken und in großen Sorgen und Sinnen umhergegangen, hat auch nicht eins werden können mit sich, was ihm in solcher Schwierigkeit vornehmlich zu thun obliege, und dem Gefangenen endlich tapfer zugesprochen, er mög' sich nicht gar des Schlimmsten versehen. So er nicht bekenne, was man wissen wolle, werd' man ihn wohl wieder losgeben und befreien müssen. Darüber ist aber der von der Schulenburg zurückgekehrt und hat den Herzog mit sich geführt, der ganz verstört und todtensbleich ausgesehen. Den hatte er von der Jagd im Martenbruch, wo Ihr die Luchse aufgetrieben, selbst abgerufen, wie Du Dich dessen wohl erinnern wirst, und der Teufel mag wissen, mit was für giftigen Neben er dem jähzornigen Herrn unterwegs Ohr und Herz angefüllt. Denn alsbald nach ihrer Ankunft sind Beide in den Keller hinabgestiegen und haben dort mit dem Gefangenen Zwiesprach gehalten. Dabei ist der Herzog einmal bergestalt in Wuth gerathen, daß er sein Baldmesser gezückt, den Medicus niederzustoßen; als aber dieser mit lauter, greller Stimme, also, daß man's oben auf den Stiegen hat vernehmen können, gerufen hat: Nur zugestoßen, tapftrer Herzog; fürwahr, das ist ein Heldenthat, einen Gefesselten abschlagen! hat er sich besonnen, das Messer hingeworfen und wie in wilder Flucht den Kerker verlassen, daß ihm der von der Schulenburg kaum hat folgen mögen. Droben auf seinem Rosament ist er noch lange wie ein Verzweifelter auf und nieder geschritten und hat einmal über's andere gerufen: Wenn sie doch unschuldig wär', Werner, wenn sie doch unschuldig wär'! Ich kann's nicht los werden! — Unschuldig? hat der von der Schulenburg in hämischen Tone gerufen. Unschuldig, gnädiger Herr, wenn im Abenddunkel ein fein gepuzter Cavalier verstoßen ins Kämmerlein schlüpfen darf und bei Morgengrauen durch ein Hinterpförtlein insgeheim wieder entlassen wird? Das wär' eine wunderliche Unschuld, mein' ich, und Ihr kennt die Weiber wenig, gnädigster Herr, wenn Ihr solches annehmt. Da hat der Herzog aufgeächzt und fast gramvoll erwidert: Ob ich sie nicht kenne, Werner? Gott sei's gellagt, ich kenne sie von fürchterlichster Seite und versehe mich zu ihnen jeder Schandthat. So will ich auch diese glauben, bis ich eines Besseren inne werde, und mag es geschehen, wie Du willst. Das Leben ist ein müß, jammervoll Ding, ich wollt', ich wär' sein ledig! Damit ist er aus dem Zimmer gegangen, hat sein Roß bestiegen und ist wieder zurückgeritten in die Forst, von wannen er gekommen. Merkst Du nun Alles mein armer Bub? Da bist Du ihm am Abend in den Weg gekommen und hast ihn um Deiner Liebe willen

angesprochen; meinst Du noch, daß der Tag glücklich gewählt war, oder die Worte, so Du gebrauchst?"

„Nein, nein!“ rief Fredelin erschüttert aus; „o Gott, nein! Ich seh' nun Alles ein, und vieles Andere, was ich gelegentlich gehört und bemerkt, wird mir klar und fügt sich zum Ganzen. Doch sagt mir vor allem Andern, Ohm, wie ward es mit dem Gefangenen? Entkam er Lebend?“

Der Alte blickte dem tief ergriffenen Jünglinge aus ernstesten, traurigen Augen ein paar Sekunden still in die zuckenden Mienen und sprach dann trüben Tones:

„Das Weitere ist grauenvoll zu sagen und zu hören, und ich verhehlt es Dir gern. Doch würdest Du darum keine Ruhe finden, vielmehr Deinen Kopf mit Grübeln und Sinnen abmartern: so magst Du es lieber noch heute hören, damit Du der Sache auf einmal abkommst. Da der Herzog vom Neckermünder Schloß abgeritten, hat der von Schulenburg den Pagel Tyrann, der in der Noth und Sorge seines Herzens sich im Vorzimmer zu thun gemacht und Einiges von der jähen und heftigen Zwiesprach der Beiden erlauscht hatte, zu sich berufen und ihm aufgetragen, hinab zu gehen in den Kerker, das Waidmesser des Herzogs, das am Boden liegen müsse, zu suchen und sammt den Schlüsseln des Kerkers ihm zu bringen. Das Wort ist dem braven Pagel, der nunmehr das Schlimmste befürchtet, also in die Glieder gefahren, daß er kaum hat hinabgehen können. Da er aber unten angelangt, hat ihm der Unglückliche, der in ihm ein mitsühlend und erbarmend Herz befunden, vertrauet, was geschehen, und daß man jezo, da der frühere Plan mißlungen, die Sache anders angreife und ihn eines ehebrecherischen Verhältnisses mit der edlen Herzogin bezüchtige. Es sei nunmehr klar, daß der von Schulenburg um jeden Preis die Ehe des Herzogs zu trennen suche, jedonnoch wolle er (der Doctor) nicht die Hand dazu bieten, koste es auch sein Leben. An seiner Festigkeit solle der Bedränger Bosheit zu Scheiter gehen. Das beschwöre er den Pagel noch einmal, seinem gnädigen Herrn und wen es sonst angehe, treulich zu wissen zu thun! Solches hat ihm der alte Castellan weinenden Auges für den Fall, daß es zum Schlimmsten komme, in die Hand geklobt, und ist schweren Herzens wieder hinaufgestiegen, dem von der Schulenburg die Schlüssel zum Kerker zu überliefern. Die hat er auch nicht wieder in seine Hände bekommen. Denn als Tags darauf die Zeit heranrückte, wo jedes Menschenkind sich an Speise und Trank erfreut, und Pagel vom Hauptmann Einlaß verlangt in den Kerker, dem Gefangenen ebenfalls ein wenig Nahrung zu bringen, da blizt ihn der von Schulenburg mit gräßlichen Augen an und spricht: Sorgt nur für Euch selbst, so lange Ihr Etwas zu beißen habt; der da unten bedarf der Speise nicht mehr! Da läuft's dem braven Pagel kalt den Rücken hinab und mit wankenden Knien verläßt er das Zimmer. Aber seitdem kann er nicht ruhen und rasten und spähet und spürt Tag und Nacht, bis er es endlich erkundet, daß der Gefangene noch lebt. Doch kann er nicht zu ihm, auch sich nicht verständlich machen, daß er da drunten, von wo ein entseztlich Stöhnen und Wehzen empordringt, vernommen werde, und so martert er sich ab drei Tage und drei Nächte lang in der Angst und Pein seines Herzens und leidet fast mehr, als der Aermste unten im Hungerturm, bis er es endlich nicht fürder erträgt und noch einmal vor den Hauptmann tritt.“

Der Alte holte hier ein paar Mal tief Athem und fuhr dann fort: „Nassen Auges flehte er den Hauptmann an, ihm

zu vergönnen, daß er dem Aermsten da unten, über ja noch immer lebe, ein wenig Speise bringe, und bittet ihn um der himmlischen Barmherzigkeit willen, er mög' es genug sein lassen an der gräßlichen Strafe, die diese drei schauervollen Tage über den Unglücklichen gebracht. Was er auch verbrochen haben mög', es sei gebüßt und gesühnt durch die schreckhaft unnatürliche Pein. Da hat der von Schulenburg vor Ingrimmt mit den Zähnen geknirscht und den Alten ob seiner Rede wie rasend angefahren, auch Schweigen hinfort aufgelegt, anders es ihm Amt und Gut kosten solle. Das kann ich nicht! erwiderte der alte Pagel fest und ungeschreckt; zu also unnatürlichem Gräuel schweigen und hier ober im warmen Sonnenlicht bei reichlicher Speis' und Trank sitzen, dieweil der Bejammernswerthe unten in Ketten und Finsterniß liegt und vor Hunger das Fleisch von seinen eigenen Gebeinen nagt, das muthet einem alten Manne nicht zu, der in Ehren grau geworden ist und sein Haupt einst mit Ruhe zum ewigen Schlaf niederlegen will. Und kann's nicht anders sein, und ist all mein Bitten und Flehen für den Armen, Unseligen vergebens, so leidet es mich hier nicht länger, und mit dem Stabe in der Hand will ich von Thür und Schwelle gehen, sollte ich auch mein Brod von Haus zu Haus suchen müssen. Und damit ist er gegangen und hat es wenig geachtet, daß ihn der von Schulenburg einen trotzigigen, unbotmäßigen Knecht genannt, auch heftige Drohworte nachgerufen; hat ein Bündlein gepackt und ist noch selbigen Tages von dannen gezogen, die Straße auf Stettin, woselb' er hier bei seinem alten Freunde Gerth Belwig eingekehrt ist, um ohne Verzug, wie wohl schweren Herzens, den ihm vom Gefangenen anvertrauten Auftrag der Frau Herzogin zu bestellen. Die aber hat er hier nicht mehr angetroffen, weil der Herzog sie nach jenem unglücklichen Jagdtage im Marienbruch, wie man sich zugeflüstert, durch einen gestrengen Befehl aus Stettin verbannt und nach Wolgast verwiesen hatte. So ist er alsdann weiter gezogen, die fürstliche Frau auch dort aufzusuchen, und hat im Plan gehabt, von dannen in unverdrossener Wanderung Cölln an der Spree zu gewinnen, wo der Kurfürst derzeit sein Hoflager hält; dem Gerth aber hat er zuvor Alles vertraut, auf daß seine Freunde von seinem Schicksal wüßten, und hat gemeint, vor des Schulenburgern Zorn und Nachstellungen nicht anders sicher zu sein, denn in märkischen Landen.“

Der Alte machte eine Pause und blickte, das Haupt auf die Hand gestützt, sinnend in die unruhig flackernde Flamme der Lampe, seine Brust hob sich unter tiefen, seufzenden Athemzügen, und auf den alten, wetterfesten Zügen seines Gesichts lag bittere Trauer ausgebreitet.

Stille herrschte im Gemach. Endlich hob Fredelin, über dessen bleiche Wangen ein paar Thränen tieffter Seelenbewegung hinabschlüpfen, gramvollen Tones wieder zu:

„Und der Gefangene, Ohm, der Bejammernswerthe, wißt Ihr noch etwas Weiteres von ihm? Ich bitte Euch, sagt mir, daß er nach so edler Fürsprach seiner Bande erlebigt und in seine Heimath entlassen ist. Es wär' entseztlich, dürft' man nicht so denken!“

„Es ist entseztlich, Sohn!“ entgegnete der Alte dumpf, und der Ton seiner Stimme bebte. „Gräuellere That ist nie geschehen in pommerischen Landen, und Gott der Herr wird sie nicht ungerächt lassen. Erbarmungslos haben sie den Unglücklichen im düstern Kerker verhungern lassen und seinen Reichnam am Walbrand verscharrt, wo Wölfe und Füchse ihn

balb genug ausgegraben und seine Spur vollends vertilgt haben werden. So ist des Schulenburgers Wille geschehen, und alle seine Pläne erfüllt. Der Herzog steht nunmehr einsam da und ist allein auf ihn gewiesen. Die Herzogin hat er von seiner Seite gerissen, mit seiner märkischen Freundschaft ihr auf Tod und Leben entzweit, mit seiner Haupt- und Residenzstadt bitter verfeindet und alle seine alten Diener ihm traurig entfremdet. Denn die würdigen und ehrbaren Edlen seines Gefolges, die ritterlichen Herren vom schloßgelessenen Adel, die vormals die Person des Herzogs gern umgaben und in seinem Gefolge ritten, sie sind verschwunden vom Hofe, als habe sie der Sturmwind verwehet, und mag man leichtlich schließen, daß sie bergestalt ihre ernste Mißbilligung geschehener Frevelthat offenbar machen. Die Bürgerschaft aber großt dem Herzog, der sich also völlig in die Hände eines bösen und gefährlichen Rathgebers geliefert, laut und sonder Scheu, und wer sich unter sie mischt, wo sie beisammen stehen, soll wunderliche und befreundliche Reden vernehmen können. Ein Einfall des Markgrafen in pommerische Lande wird allgemein gefürchtet, und vielleicht sieht der Thürmer nur allzu bald die Rauchwolken in der Ferne aufsteigen, die da verkünden, daß der Feind nach alter, unvergessener Weise wieder einmal die Grenzzorte ausgepöcht und Dörfer und Weiler in Asche gelegt. Wer weiß, wir erleben etwan auch sonst noch finstere und unglückliche Thaten! Geht doch schon ein Gerücht im Volk umher, — Niemand weiß, von wannen es kommt, — Verwandte und Gesessene des grausam Ermordeten hätten sich dem Markgrafen erbotten, heimlich über die Grenze zu gehen und der Gelegenheit zu erlauern, bis sie den Herzog auf der Jagd, im Forst aufheben und wohl gebunden mit sich in's Uferland hinüber nach Prenzlau führen möchten. Dazu, heißt es, sei ihnen insgeheim alle Hülfe und Förderung zugesagt, auch große Belohnung an liegender und fahrender Habe versprochen, wenn sie es durchführten, daß der Markgraf den Herzog in festes Gewahrsam bekäme; und mag es nun wahr sein oder nicht, allbereits wollen die Forstknechte und Waldgräben fremd verdächtig Volk im Forst haben umherspioniren sehen."

"O Gott," wehlagte Fredelin schmerzlich, "welch' ein verabscheuungswerth Ding ist's doch um einen bösen Rathgeber und Verläumber! Von seiner giftigen Zunge geht das Verderben aus, davor die Menschen, wie vor Seuch' und Pestilenz, dahinsterven. Fürwahr, mich schaudert's, daß göttliche Gerechtigkeit solches geschehen läßt!"

"Komm' nur erst zu meinen Jahren, Sohn," entgegnete der alte Eide langsam und nachdrücklich, und die buschigen Brauen hingen ihm düster über den blitzenden Augen hin, "laß Dir nur erst sechzig Mal den Herbstwind um die Ohren wehen, und Du wirst noch Dinge erleben, darob Du schier verzweifeln möchtest. Schurken und Narren theilen sich in die Welt, und wenig Gute bleiben übrig, die sich ob Beider Thun das Herz zergrämen. Einige meinen, das seien auch Narren, und es mag wohl sein, doch hab' ich es nimmer lassen können, und unterweilen, wenn es so gar wüßt und gräulich um mich her zugegangen, ist mir's gewesen, als möcht' ich von der ganzen, lieben Gotteserde nichts mehr schauen und hören, so leidigen und tranken Muth hab' ich da drinnen in der Brust verspürt."

Eine tiefe, schwere Pause trat ein, während welcher beide Männer düsteren Gedanken nachgingen. Drinnen im Kämmerlein war es so still, daß Fredelin sein Herz in der Brust pochen hörte, und das Wellen ferner Hunde im Felde durch die Nachtlust zu ihnen herüber tönte. Da scholl vom Giebel des alten Hauses, Fredelin's Fenster gegenüber, die Stille unheimlich unterbrechend, der fauchende Ruf einer Gule herab, und heftiges Kreischen und Flügelschlagen folgte dem Laut, so daß der Alte das sinnend geneigte Haupt erhob und einen langen, ernsten Blick in die Nacht hinaus that.

"Was das Raubgesindel jetzt nur haben mag," murmelte er vor sich hin, "Nacht für Nacht klagen und stöhnen sie über der Stadt, daß es ein Gräuel ist, und vor des Herzogs Fenstern sollen sie schier nicht wegzubringen sein, hat der Kämmerling gesagt, so daß der Herr in wilder Wuth schon mehr denn einmal durch Nacht und Nebel hinaus nach ihnen geschossen und befohlen hat, alle zu tödten, so viel man ihrer habhaft werden möge. Das bedeutet wahrlich auch nichts Gutes!"

"Nein, gewiß nicht," stimmte Fredelin schauernd bei und wickelte sich tiefer in seine Decke ein. "Aber sagt, Ohm, wie lebt der Herzog nur nach so schauderhaften Ereignissen? Ich kann mir es gar nicht denken. Um Gott, wie ihm wohl zu sein mag!"

"Traurig genug, mein Bub'," sprach der Alte ernst, "das magst Du Dir wohl selber sagen. Auch meint Valzer Ghodete, er sei ganz verändert, sitze meist ganz still und theilnahmslos da, rede wenig und schaue bleich und fleh aus, daß es einen recht erbarmen könne. Auf's Waidwerk ziehe er selten mehr, und wenn es ja einmal geschehe, so werde er alsbald matt und müde, als wenn ihm alle Kraft aus den Knochen entwichen sei. Das mög' wohl daher kommen, daß er so gar wenig esse, denn so rühre er die Speisen beim Mahl gar nicht an, als hab' er fast einen Ekel davor; liege mit dem Kopf auf dem Tische und rede wohl eine Stunde und länger kein einzig armes Wörtchen, bis ihm der von Schulenburg oder andere von seinen vertrauten Rätthen, wie etwa Herr Jürgen von Kleist oder der alte, ewig durstige Herr Claus von Petersdorff also fleißig zuredeten und mit einem guten Trunke zusprächen, daß er sich wieder ermuntere, den Becher ergreife und dann ein tolles und wüßtes Trinken anhebe, davor die Zechgenossen und er selbst am guten End' oft ihrer Sinne ledig würden und zu Lager sanken. Das sei dann der Schluß vom Biede."

Fredelin war von Allem, was er gehört, auf's Tiefste ergriffen und ein schneidiges Weh wühlte schmerzhaft in seinem Busen. Mit welcher Hingebung, mit welcher dankbaren Liebe, einer Liebe, die selbst durch die letzte harte Begegnung nicht hatte erstickt werden können, war er bisher dem Herzoge angehangen, hatte er ihn in seinem Herzen über alle anderen Menschen erhoben, in ihm das Urbild aller Tüchtigkeit, aller Seelengröße und Güte gesehen, und nun, wie traurig anders stand er ihm jetzt gegenüber.

Von der bewunderten Höhe herabgestürzt lag sein Ideal im Staube da, besleckt, beschmutzt durch blutigen Gräuel, ein Spott und Spielwerk in böser Buben Hände — ein erschütterndes Bild menschlicher Hinfälligkeit, die dem Sturm jäh entfesselter Leidenschaften nicht Stand gehalten, ihm alle Tugenden aufgeopfert hatte!

(Fortsetzung folgt.)

Plaudereien am Kamin.

Eine sechsfache Hinrichtung.

Zu Fort Smith wurden neulich sechs Mörder in Gegenwart von 2000 Zuschauern gehängt. Die Illinois Staats-Zeitung schreibt darüber: „Acht Todesurtheile waren vor einigen Wochen vom Bundesgerichte in Fort Smith über gefährliche Mörder aus Arcansas und dem Indianer-Territorium gefällt worden. Einer der Verurtheilten, der Neger Butler, hat dem Henker die Arbeit erspart, indem er kürzlich einen Fluchtversuch machte und dabei erschossen ward. Ein Anderer, der erst sechszehnjährige Weiße Oscar Snow, ein Kerlchen wie Milch und Blut, wurde zu lebenslänglicher Einsperrung begnadigt. Die Sechs, die wirklich in Fort Smith baumelten, vertraten die verschiedensten Racen und Racenmischungen. John Whittington war ein unverfälschter Caucaster, ein riesenstarker, wilder Grenzstrolch, und hatte auf dem Gebiete der Choctaw-Nation einen Raubmord an einem alten Manne begangen. Sein noch gefährlicherer Galgenkamerad Daniel Evans, gleich Whittington aus dem Süden der Union stammend, rühmte sich ebenfalls „reinen“ caucasischen Blutes. Er war an einer Menge Raub- und Mordthaten in Texas und dem Indianergebiete theilhaftig und gab die Zahl der von ihm ungestraft verübten Morde auf 48 an. Der Dritte Smoker Mantkiller, oder der „rauchende Menschen tödler“, war ein prächtig gebauter jugendlicher Cherokee, der seinem unheimlichen Namen Ehre gemacht hat. Auf der Truthahnjagd hatte er von seinem Begleiter, Mr. Short, dessen Gewehr geborgt, dann den nichts Arges ahnenden Mann in den Rücken geschossen und ihm, um seinen Tod zur völligen Gewissheit zu machen, noch sechs Dolchstiche versetzt. Von den Galgengenossen war er der Einzige, der kein Englisch sprach. Sam Fooy war ein junger Halbblütiger, halb Cherokee, halb Weißer und gleich Mantkiller ein ganz hübscher Bursche. Sein Opfer war ein Schulmeister Namens Raff, an dem er, weil er wusste, daß derselbe 300 Doll. bei sich trage, aus sicherem Hinterhalte Raubmord begangen hatte, als das Opfer auf dem Wege nach Kansas war. Nr. 5, James H. Moore, ein kaum dem Knabenalter entwachsener, wunderhübscher Junge von zweifelhafter Abstammung, aber mehr caucasisch, als indianisch, gehörte zu einer Räuberbande in Texas und im Indianerterritorium, wurde auf dem Boden von Kansas mit einem Spießgesellen beim Pferdebstahl abgefaßt und erschoss einen der ihn verfolgenden Polizisten. Nr. 6, Alex Campell, vertrat in der Galgengesellschaft die äthiopische Race; er war ein erst zwanzigjähriger, stämmiger, roh aussehender Neger, der vor einigen Monaten zwei Leute erschossen.

Obgleich es beharrlich regnete, war doch aus Nah und Fern auf Maulthierwagen und Ochsenwagen Alt und Jung, Weiß, Schwarz und Roth, zum Schauspiel der Hinrichtung herbeigeströmt, und nicht weit vom Galgen wurden an besonderen Ständen Wassermelonen, Apfelwein und wohl auch Schnaps feilgeboten. Zu je zwei an einander gefesselt, bestiegen die Todescandidaten mit ihren geistlichen Beistehern das von vierzig bewaffneten Leuten des Bundesmarschalls umstellte Schaffot und sangen auf demselben gemeinsam drei Choräle. Alle Sechs starben natürlich ganz muthig, und da man sich in jener Gegend auf's Henken versteht, so verendeten sie schnell.“

Ein Henker-Jubiläum.

In englischen Zeitungen finden wir folgende originelle Geschichte: Ein englischer Henker feierte kürzlich im gemüthlichen Familienkreise sein silbernes Dienstjubiläum. Als man in heiterster Laune beim Champagner sitzt, stürzt ein Dienstmädchen, bleich vor Schrecken, in den Saal und meldet, daß drei Herren im Zimmer des oberen Stockes den Jubilar zu sprechen wünschen, Niemand von der Dienerschaft wisse, wie sie hereingekommen. Der Jubilar steigt mit der ganzen Gesellschaft in den oberen Stock hinauf, die Dienerschaft folgt, und richtig, es sitzen die Drei im dunklen Zimmer. Alle schweigen erstaunt, aber Einer von den drei Unbekannten tritt vor und überreicht dem Hausherrn einen silbernen kleinen — Galgen mit folgender feierlicher Rede: „Sir, uns ist die

Ehre zu Theil geworden, von der Genossenschaft der Spitzbuben hierher gesendet zu sein, um Ihnen zu Ihrem Jubiläum Glück zu wünschen, unsere Ehrfurcht an den Tag zu legen und Sie zu bitten, auch künftig mit Ihrer lebenswürdigen Humanität und Ihrer unerreichbaren Geschicklichkeit den armen Opfern, welche von der grausamen Justiz zum Henken verdammt sind, die unangenehmen Empfindungen der letzten Augenblicke in dieser Welt des Jammers zu verkürzen und sie schnell und sicher in's Jenseits zu befördern.“ Der so hoch geehrte Jubilar antwortete sofort mit ernster Würde: „Gentlemen! Tief gerührt von dem zarten Beweis Ihrer Aufmerksamkeit, fehlen mir die Worte, um Ihnen ganz meine Gefühle auszudrücken. Gentlemen, nehmen Sie die Versicherung, daß, wenn Einer von Ihnen mir zum Henken übergeben werden sollte, ich meine Schuldigkeit mit der größten Accurateffe und Delicateffe thun werde.“ Wein wurde gebracht und lebend getrunken. Die Herren Spitzbuben baten dann höflichst um die Erlaubniß, sich, wie sie gekommen, auch wieder durch die Fenster entfernen zu dürfen, um ihre Genossenschaftsgesetze nicht zu verletzen. Natürlich wurde die Erlaubniß gegeben. Unter den höflichsten Verbeugungen nahmen die Gentlemen den Weg durch das Fenster, die zurückgebliebene Gesellschaft betrachtete unter Scherzen den reizenden Galgen, ging hinunter in den Epsaal und — fand ihn gänzlich ausgeräumt.

Ein Mord aus Mitleid.

Die in Madrag, Gerichtsbezirk Lugos (Ungarn) wohnhafte Grundbesitzerin Helene Lazar hatte eine Tochter, welche sich vor ungefähr drei Jahren vermählte. Sie starb aber schon nach anderthalb Jahren kinderlos, worauf der Schwiegersohn der Lazar wieder heirathete, dabei aber im Hause seiner Schwiegermutter verblieb. Von da ab wurde sein Benehmen ein anderes. Er begann mürrisch zu werden, fluchte beständig und prügelte das neunjährige Mädchen seiner Schwiegermutter derart, daß es ganz verkrüppelte. Frau Lazar wurde über diese dem Knaben angethanen Mißhandlungen so desperat, daß sie beschloß, durch die Ermordung des Kindes den Leiden desselben ein Ende zu machen. Sie führte daher das Kind auf den Berg Marcavale, bestieg mit demselben einen mehr als tausend Fuß hohen Felsen und stieß es hinab. Das arme Kind erfaßte jedoch das Kleid seiner Mutter und klammerte sich verzweifelt an dasselbe fest. So hing es über dem schauerlichen Abgrund ein paar Minuten lang. Wie vom Wahnsinn erfaßt aber rief die Mutter: „Du sollst Niemanden mehr im Wege stehen! . . .“ und im nächsten Augenblicke lag der Knabe mit zerstücktem Körper auf einer Felskuppe unten im Thale. Die mitleidige, unmenschliche Mutter hatte ihn hinabgeschleudert. Sie zeigte sich darauf selbst dem Gerichte an. Der oberste Gerichtshof verurtheilte heute die Mörderin unter Annahme besonderer Milderungsgründe bloß zu fünf Jahren schweren Kerkers.

Eine wandernde Komödiantentruppe sollte dieser Tage in der Gemeinde Medve eine „außerordentliche brillante Vorstellung“ geben. Halb Medve war herbeigeeilt, um zu sehen und zu staunen. Als die Vorstellung beginnen sollte, schrie ein Mitglied der Truppe „Feuer“ und selbstverständlich rannte Alles aus der Bude, um zu retten, während dessen die Komödianten mit der hübschen Einnahme Fersengeld gaben. Nachdem sich die Einwohner des Dorfes überzeugt hatten, daß sie schmächtig dupirt worden, setzten sie den Flüchtlingen nach und erwischten auch einen der Künstler, den sie sicherlich geliebt hätten, wenn er sich nicht erbötig gemacht hätte, zur Eruirung seiner Collegen beizutragen. Er erklärte sich bereit, die Flüchtlinge gefangen zu nehmen, denn er wisse, wohin sich dieselben begeben, nur möge man ihm ein Pferd geben, um den Entflohenen leichter nachsehen zu können. Rasch wurde ein Pferd besorgt, auf welchem der Komödiant davonjagte — „und Ros und Reiter sah man niemals wieder!“